Reichs-Elternwarte

Herausgegeben im Auftrage der Reichswaltung des NS.-Lehrerbundes

Heft 1 1937
Januar



Heftpreis
25
Rpfg.
frei Haus

Erscheint in Berlin
vierzehntägig

Aufnahme Ewald Welzel

An unsere Eltern!

Die Brücke ist geschlagen, die Elternhaus und Schule verbindet. War diese Brücke „Reichs-Elternwarte" vor 1 1/2 Jahren, da der verstorbene Führer der deutschen Erzieherschaft Hans Schemm sie errichten ließ, zuerst ein schmaler Steg, *so ist sie inzwischen zu einem festen Gefüge geworden, über die heute schon mehr als 100000 Eltern schreiten.*

Wenn wir nun an der Jahreswende kurze Rückschau halten, so dürfen wir stolz bekennen, daß der Entwicklungsweg der „Reichs-Elternwarte" uns viel Freude bereitet hat. Eine der schönsten Anerkennungen unserer Arbeit war es, als die Reichswaltung des NS.-Lehrerbundes im August 1936 die „Reichs-Elternwarte" in ihre Betreuung nahm, *wodurch sie amtlich zur Elternzeitschrift des NS.-Lehrerbundes erklärt wurde.* Das erfüllt uns voll Dankbarkeit.

Aber Anerkennung verpflichtet zu noch größerer Leistung. Und so können wir heute an der Schwelle des neuen Jahres unseren Eltern die Freude bereiten, daß die „Reichs-Elternwarte" von nun ab mit Zustimmung der Reichspressekammer

alle vierzehn Tage

erscheint. Aber noch mehr: Das riesenhafte Anwachsen der Bezieherzahl gibt uns die Möglichkeit, den Inhalt und die Ausstattung noch gediegener, noch bildschöner zu gestalten. Die weitere Bereicherung besteht darin, daß wir von jetzt ab den „Wegweiser für die Schulleiter und Jugendwalter" nicht mehr erscheinen lassen, *dafür aber wertvolle Erziehungsromane bringen,* ohne daß der bisherige Umfang der „Reichs-Elternwarte" dadurch eine Einbuße erleidet. Auch der außerordentlich niedrige Preis von **25** Rpf. pro Heft (bei freier Hauszustellung) bleibt unverändert bestehen.

So wissen wir denn, daß wir mit der Erfüllung dieses Wunsches unserer Eltern, die stürmisch die vierzehntägige Erscheinungsweise gefordert haben, einen Riesenschritt dem Ziele näher gekommen sind: den Eltern in allen Fragen der Erziehung ein Freund und Berater zu sein. So werden wir auch weiterhin mitwirken an der nationalsozialistischen Lebensgestaltung. Und endlich: wir wissen, daß der Tag nicht mehr fern ist, wo die „Reichs-Elternwarte" die Brücke zur Schule für jedes deutsche Elternhaus ist.

Nun begrüßen wir unsere Eltern zum Neuen Jahr mit herzlichen Wünschen und dem Gelöbnis zur Tatbereitschaft im Dienst an Staat und Jugend.

Verlag und Hauptschriftleitung der „Reichs-Elternwarte"

Eltern, benutzt die pädagogische Sprechstunde der „Reichs-Elternwarte"!

Um den Beziehern unserer Zeitschrift in allen Fragen der Erziehung, allen Nöten und Sorgen um ihre Kinder, rechte Antwort geben zu können, haben wir namhafte Pädagogen aller Schulrichtungen verpflichtet, die sowohl mündlich als auch im Briefdienst Fragen aus unserem Bezieherkreis beantworten. Die Beratung erfolgt selbstverständlich unentgeltlich, im Briefdienst bitten wir der Anfrage lediglich das Rückporto sowie den Bestellschein (der mit der Antwort zurückgegeben wird) beizulegen. Die Anfragen sind zu richten an die Schriftleitung der „Reichs-Elternwarte", Abt.: pädagogische Sprechstunde, Berlin SW 19, Wallstraße 17/18

Inhalts-Übersicht

Reichs Elternwarte

Heute beginnt der Roman: „Der Sohn der Furcht“ von Möller-Crivitz

Heft 1 1937
Januar

Herausgegeben im Auftrage der Reichswaltung des NSLB.
durch Regierungsdirektor Heinrich Siekmeier



Aufnahme E. Hase

Glück auf 1937!

Die 12jährige Schulzeit ein Unglück?

Von Stadtschulrat Dr. Meinshausen, Berlin

Die Wiedereinführung der zwölfjährigen Schulzeit lag schon lange in der Luft. Deshalb kam der Erlaß des Reichserziehungsministers vom 30. November nur wenigen überraschend. Eine so jugendstarke Bewegung wie der Nationalsozialismus kann es nicht zulassen, daß die führende geistige Schicht Deutschlands bereits auf der Schulbank überaltert bzw., wenn man die zweieinhalb Jahre Arbeitsdienst- und Militärdienstzeit dazu rechnet, dann überaltert ins Leben tritt. Daß ein Akademiker im Durchschnitt erst Anfang der dreißiger Jahre heiraten kann, ist und bleibt ein Uebelstand. Vor allem die Kinderzahl wird darunter leiden, und wir können uns einen fortwährenden Verlust an geistiger Erbmasse nicht leisten.

Aber auch vom Familienstand abgesehen, ist es ein Unding, junge Deutsche im Höchststand ihrer jugendlichen Spannkraft unnötig lange im Ausbildungsstadium festzuhalten. Denn es ist eine alte, anerkannte Wahrheit, daß alle wahrhaft schöpferischen Gedanken dem Menschen schon im früheren Lebensalter kommen, während die spätere Zeit mehr ihre Ausreifung auf Grund der gesteigerten Lebenserfahrung bringt.

Denen, die das Gesicht bei der Verkürzung der Schulzeit in besorgte Falten legen, schwebt meistens ein Absinken der Wissenschaftlichkeit des deutschen Volkes infolge dieser Verkürzung vor, und es ist ja auch zuzugeben, daß wir diese Wissenschaftlichkeit dringend brauchen. Denn nur durch sie können wir als von politischen und wirtschaftlichen Gegnern umlagertes Land der Mitte unseren Existenzkampf bestehen. Weder Gefühl, noch Mut, noch Glaube können hier als Ersatz eintreten, so wenig wie der Verstand diese auf den ihnen eigentümlichen Gebieten ersetzen kann. Wir wollen hier beileibe nicht aus dem Verstandesextrem der liberalen Epoche in ein entgegengesetztes Extrem verfallen.

Aber das ist ja auch gar nicht nötig, um die Verkürzung der Schulzeit in aller Ruhe betrachten zu können. Verkürzung darf hier eben nicht Amputierung heißen, sondern muß Konzentrierung bedeuten. Das heißt, der Zustand, wie er für die diesjährigen Unterprimaner sich herausstellt, daß sie infolge der Kürze der Uebergangszeit nun so ähnlich wie die Kriegsabiturienten mit einer Art Notreife ins Leben entlassen werden, darf und wird nicht Normalzustand werden.

Man wird vielmehr den gesamten Stoffplan der Schule einer kritischen Aussonderung unterziehen müssen unter dem Gesichtspunkt, nur das wirklich Notwendige beizubehalten, das andere aber über Bord zu werfen. Die Entrümpelung der Schule muß nun kommen, und zwar bald kommen. Daß dabei manches manchem Lehrer in dreißigjähriger Dienstzeit Liebgewordene mit über Bord gehen muß, ist klar. Wir haben volles Mitgefühl mit den Betreffenden und sind doch hart genug, ihnen diese tadellos zugerittenen (vielleicht doch etwas abgeklapperten?) Steckenpferde aus dem Stall zu führen, damit Platz geschaffen wird für junges Leben. Gewiß ist es unbequem, sich im fortgeschrittenen Alter noch umstellen zu müssen. Aber was unbequem ist, ist gesund. Es bewahrt auf geistigem Gebiete vor der Erstarrung.

Und wer wollte etwa behaupten, daß es solche abgeklapperten Steckenpferde gar nicht gäbe? Gewiß, auch die erwachsenen Kinder sehen bei ihrem Pferdchen nicht gerne den Stecken. Und in liebevolle Betrachtung des edlen Vollblutrennerkopfes vor sich versunken, meinen sie, es sei hinten auch alles Vollblut, und es ist doch oft nur dürres Holz.

Es ist ja z. B. sehr schön, wenn man als Lehrer selber noch über die ganze Verwandtschaft Karls V. Bescheid weiß. Es ist aber meines Ermessens nicht nötig, diese Ahnen mit den Schülern nun regelrecht zu exerzieren. Auch vermag ich die ausführliche Behandlung des jülich-cleveschen Erbfolgestreites nicht einzusehen, und unzähliges andere mehr. Der eine hat sein Steckenpferd hier, der andere dort. Wir haben ja alle eins. Nur einen guten Marstall voll darf sich heute keiner leisten. Hier gilt es, unerbittlich Inventur zu halten.

Man darf nie vergessen, daß es bei der Schule überhaupt weniger darauf ankommt, sich eine bestimmte Summe Wissens anzueignen, als vielmehr die Fähigkeit wissenschaftlichen Denkens und Arbeitens zu üben und unter Beweis zu stellen. Neun Zehntel von allem, was wir mal in der Schule gelernt haben, vergessen wir ja doch wieder und bleiben nur in unserem eigenen Fach zu Hause. Dies Vergessen ist keine Katastrophe,

Roman der „Reichs-Elternwarte" / Heft 1 / 1937

Der Sohn der Furcht

Roman von Möller-Crivitz

Rechtsanwalt Bandlow saß nachdenklich über einen Stoß Akten gebeugt, als der Bürolehrling eine junge, schlanke Dame eintreten ließ.

„Sieh da, das Schwesterlein!" empfing er sie lebhaft.

Edith Volkhagen lächelte unfrei.

„Ich mußte heute zu dir kommen. Ich bin so unruhig. Eine Frage bedrückt mich."

„Was ist es denn? Du warst doch nie so ungeduldig."

„Es handelt sich um eine mir gute Bekannte aus Kawitz. Du kennst sie nicht, daher tut ihr Name wohl nichts zur Sache. Sie ist in meinem Alter. Nun erzählte sie mir, sie möchte so gern ein Kind adoptieren. Der Arzt aber wolle ihr kein Attest ausstellen. Sag' mir, Herbert, warum wohl nicht?" Sie sah beiseite. „Ich möchte es ihr sagen, damit sie ruhiger wird."

Dr. Bandlow lachte verschmitzt. Er wußte wohl, wer die „gute Bekannte" war. Ein Attest konnte sie nicht bekommen?

„Na, Edith, dann freu' dich doch! Der Arzt gibt ja nur den Frauen das Attest, die keine Kinder bekommen können."

„So?"

Edith sah vor sich hin. Einen Augenblick mußte sie an sich halten, dann sagte sie leise, stockend:

„Dann wäre also keine . . . keine Aussicht?"

Rechtsanwalt Bandlow schüttelte verwundert den Kopf.

„Aber Edith, was machst du denn für ein Gesicht? Was ist dir?"

„Es ist schon gut, Herbert. — Ach, ich will dir doch lieber die Wahrheit sagen. Was sollen diese Ausreden? Sanitätsrat Albus untersuchte mich heute. Er wollte mir Mut einreden, aber es schien, als wisse er etwas anderes besser. Als ich ihm dann sagte, wie gern ich ein Kind hätte, riet er mir zur Adoption. Er wolle mir das Attest dazu wohl ausstellen. Wozu nun aber dies Attest? Darum frage ich dich. Und weil ich fürchtete, auch du würdest dich hinter Ausflüchten verstecken, überlistete ich dich. — Nun weiß ich doch, woran ich bin."

Ihr Bruder war aufgestanden und ans Fenster getreten. Als Edith dann schwieg, sagte er bittend:

„Mußt es Rudolf verzeihen, wenn er dir den Befund der Aerzte bislang nicht sagen konnte, Edith. Er ist besorgt um dich. Aber vielleicht ist es doch besser, wenn du weißt, was die Aerzte feststellten."

„Natürlich, Herbert. Hab' Dank. Obschon es mir weh tut, ist mir nun doch leichter ums Herz. — Ich möchte schnell noch bei Elsbeth hereinsehen."

Sie reichte ihm die Hand.

„Schade, daß sie kein Eigenes bekommen kann!" dachte Rechtsanwalt Bandlow, als er seine Schwester hinausbegleitet hatte. Eine Weile überlegte er, dann rief er seine Frau an den Fernsprecher und sagte ihr, daß Edith zu ihr käme.

Elsbeth Bandlow war sehr unruhig, versteckte ihre Sorge um die Schwägerin aber so gut sie konnte. Beide Frauen verstanden sich gut. Sie hatten die Kindertage zusammen durchtrollt und waren auch in den Backfischjahren Freundinnen geblieben. Beiden hatten sich die Brüder zugesellt, und ehe sich's alle recht bewußt waren, feierte man eine fröhliche Verlobung. Als erste heiratete Edith vor fast vier Jahren den Tierarzt Rudolf Volkhagen in Kawitz. Elsbeth mußte sich noch bescheiden, bis ihr Liebster seinen Assessor gemacht hatte. Als er dann vor einem Jahre von Berlin telegraphierte, daß er bestanden habe, brachte sie froh die nötigen Papiere zum Standesamt und vier Wochen später feierten sie ihre Hochzeit. —

Elsbeth legte den Arm um Edith und führte sie ins Wohnzimmer.

„Aber Mädel", sprach sie, „was wissen diese eingebildeten Akademiker schon viel! Die meinen immer, sie hätten die Weisheit gepachtet. Hu! Ich mag oft gar nicht zuhören, wenn Herbert von der ‚zwingenden Logik' spricht. Laß dir doch nichts einreden. Mir haben sie auch gesagt: Ja, das ist so eine besondere Sache — große Hoffnungen sind nicht vorhanden."

Sie machte eine wegwerfende Handbewegung und stockte. Ueber ihre Mienen glitt ein schelmisches, stilles Lächeln.

Edith sah sie unter Tränen einen Augenblick froh an.

„Da siehst du, was man in Wahrheit von den Reden der superklugen Wissenschaftler halten kann. Ich rate dir, Edith, mach' dir nichts draus." Sie wurde nachdenklich. „Allerdings, vier Jahre bist du nun verheiratet; es hätte eigentlich schon soweit sein können. Das ist wahr."

„Ja, Elsbeth, und darum ist wohl auch kaum noch zu hoffen. Nur bitter ist es, sehr bitter. Wenn es nicht so wäre, ohne Murren würde ich noch lange Jahre warten, bis auch meine Zeit da wäre. So aber muß ich mir darüber klar werden, daß ich kein Kind haben kann."

Elsbeth sah sie ratlos an.

„Und Rudolf?" fragte sie bange.

„Er leidet unter dieser Enttäuschung mehr als er zugibt. Ich weiß es."

Sie schwiegen beide lange. Dann meinte Elsbeth, impulsiv, wie es ihre Art war:

„Weißt du, Liebste, ich finde den Gedanken, ein Kind anzunehmen, gar nicht so häßlich. Im Gegenteil. Wenn der alte Sanitätsrat dir ein Attest ausstellen will, so hast du früher ein Hascherl als ich. Du wirst es liebgewinnen, so lieb, als wäre es dein eigen. Ich, an deiner Stelle, würde es ohne Ueberlegungen können."

„Ich habe auch so gedacht, Elsbeth. Wenn es denn

nicht anders sein kann, will ich diesen Weg gehen. Mir bringt kein Tag mehr Freude, seit ich die Unruhe in mir trage."

Edith sah auf die Uhr.

„Was? Bald sieben? Dann muß ich eilen. Rudolf weiß nicht, daß ich zu Herbert fuhr, er wird auf mich warten. — Laß nur, Elsbeth, es ist ja nur ein kurzer Weg, und die Zeit eilt. Kommt doch über Sonntag zu uns. Es ist jetzt so herrlich im Garten."

Elsbeth versprach es gern.

*

Tierarzt Volkhagen war noch nicht zurück, als Edith heimkehrte. Fast war sie froh deswegen. Sie hatte Mühe, ihr Gleichgewicht wiederzufinden.

Das also war es, was die Aerzte und selbst ihr Mann ihr immer zu verheimlichen suchten! Niemals Mutter werden? Ihre Augen wurden feucht. Kein Kinderlachen? Kein Kinderlallen? Immer nur zuschauen, wenn andern Müttern das Glück aus den Augen strahlte? Nein, das konnte nicht sein. Ohne diese Erfüllung konnte sie nicht mehr leben. Zu groß schon war die Sehnsucht geworden.

War der Spruch der Aerzte denn wirklich unabwendbar? Elsbeth sprach sehr zuversichtlich. Aber das war ja nur Mitgefühl und eine kleine Scham wegen ihres eigenen, kommenden Glückes. Sie hatte das fein unterschieden. Warum aber wurde ihr diese Erkenntnis der Aerzte denn immer verheimlicht? Warum mußte sie erst zu einer List greifen, um die Wahrheit zu erfahren? War das auch Mitgefühl? War das Furcht? Weswegen diese Furcht?

Kein Kind? Nein, damit würde sie sich niemals abfinden! Das konnte sie nicht, jetzt nicht mehr. Dann lieber ein Kind auswählen, dem die Eltern gestorben waren.

Ja, morgen schon würde sie mit ihrem Manne in ein Waisenhaus fahren und nach ihrem Kinde suchen, nach ihrem Glück! Dann würde sie ihrem Manne auch wieder die rechte Weggenossin werden, die sie ihm immer gewesen, bis jetzt. Sie ahnte, daß sie ihm die gute Kameradin nicht mehr war, seit sie sich soviel mit sich selbst beschäftigen mußte. Wer kann das auch, dachte sie, wenn die Sehnsucht so unruhig macht?

*

Sie sah ihren Mann kommen. Schnell wischte sie die Tränen fort, um ihn nicht besorgt zu machen.

Tierarzt Volkhagen brachte seinen kleinen Kraftwagen, mit dem er die weiten Landtouren zurücklegte, in die Garage.

Wie ruhig und gleichmäßig er ist, dachte Edith, die ihn vom Fenster aus bobachtete. Er sah suchend umher. Ediths Herz schlug schneller. Wie schön er ist!

Der alte Daniel, das Hausfaktotum, eilte herbei, um dem Tierarzt beim Unterstellen des Wagens zu helfen. Er zog ein Bein schleppend nach.

„Ja, Daniel, wenn du nicht schneller bei der Hand sein kannst, muß ich mir schon allein helfen. Verliert sich dein Gehör nun auch noch? Dreimal habe ich gehupt, aber kein Daniel ließ sich sehen."

„I ja, Herr Volkhagen, das Gehör ist ja noch immer ganz probat. Bloß die Hacke, diese dreimal verflixte Hacke, kann ich Ihnen sagen. Wenn ich man bloß so könnte, wie ich wollte, abersten die Hacke, dieses Schindluder, tut's nicht. Herr, das ist mein Sorgensubstrakt."

„Weiß schon, Daniel. Deine Hacke ist wie alles Fleisch. Sie will nicht, wie dein Geist befiehlt. Ueber eigen Verschulden soll man aber keine Worte verlieren. Hättest du den Franzosen Anno 70 keine Gelegenheit gegeben, dir in die Hacke zu schießen, ich sage dir, Alter, du wärst heute unverwüstlich. Weshalb wolltest du auch fortlaufen, als geschossen wurde? Eigenes Verschulden, Daniel."

Der alte Daniel sah seinen Herrn traurig an. Die vielen Runzeln seines Gesichts ließen das schmerzliche Zucken in den Mienen kaum erkennen.

„Herr Volkhagen, wie oft habe ich schon gesagt, daß ich nicht fortgelaufen bin. Das waren doch — Gott straf sie in alle Ewigkeit mit Hölle, Tod und ewiger Verdammnis — das waren doch die gottlosen Frankfriförs, diese Hundeseelen von Menschheitskreaturen, die mich von hinten totschießen wollten. Sie konnten man bloß nicht richtig zielen, Herr, sonst läg' ich heute unter einem Heldenkreuz und Immortellenblumen in welscher Erde. Nein, wirklich, Herr Volkhagen, Sie schädigen mich und meine Reputatschon, wenn Sie immer so was zu mir sagen."

Der Wagen war in der Garage untergebracht. Daniel schloß das Tor sorgfältig ab, dabei schüttelte er den grauen Kopf.

„Reinige morgen früh gleich den Wagen, Daniel. Aber denke nicht wieder, du hättest deine gottlosen Franktireurs unter den Händen, wie letzthin. Dazu ist mir der Lack zu schade."

Daniels Gesicht verzog sich zum Grinsen.

„Ja, Herr, wenn es so über einen alten Krieger kommt, denn ist nun mal nichts zu machen, kann ich Ihnen sagen. Sehen Sie, Herr, das ist folgendermaßen: Erst stößt einem hier unten . . .", er zeigte auf die Magengegend, „. . . also hier unten was auf und das kommt einem denn hoch, kann ich Ihnen sagen, und denn . . . ja, Herr, den ist's alle, denn kommt die große Wut, oder wie der Herr Präpositus morgens so schön in der Kirche sagt, denn kommt der heilige Zorn über einen."

„Rede nicht, Alter. Das ist keine Wut und auch kein heiliger Zorn. Das ist Schnaps! Laß das Naschen bleiben, Daniel, sonst gebe ich dir den Scheidebrief. Was das ist, kann dir der Herr Präpositus genau erklären. Der Alkohol ruiniert dich noch ganz."

„Ja, Herr, das kann wohl stimmen. Der Alkohol verdirbt den Charakter und den Magen dazu, kann ich Ihnen sagen. Was meiner Schwestertochter ihr Mann ist, der Heinrich Weber aus Raduhn, den hat der Alkohol damals auch vollkommen auf den Hund gebracht. Ich habe immer zu ihm gesagt, Heinrich, sagte ich, laß das Saufen bleiben, du sollst sehen, das nimmt kein christliches Ende mit dir. Und nachher hat er sich aufgehangen."

Schlürfend entfernte sich der Alte und schimpfte weiter auf den Alkohol. Sein Herr wiegte lachend den Kopf und trat ins Haus.

Tierarzt Volkhagen war einer jener ausgeglichenen Menschen, die nicht von Stimmungen abhängig sind. Er kannte übertriebene Herzlichkeit ebensowenig wie schroffe Strenge. Im Blick seiner hellen blauen Augen lagen Selbstbewußtsein, Entschiedenheit und Frohsinn selten glücklich beieinander.

Wie gewohnt, begrüßte er auch heute abend seine Frau mit einem flüchtigen Kuß auf den Mund. „Na, Liebling, was gibt's denn?" fragte er, ohne die Antwort abzuwarten.

Edith lächelte. Sie kannte ihn. Jetzt würde er sich zuvor umziehen und dann zu Tisch kommen. Ganz nach den Eindrücken des Tages würde er dann mit mehr oder weniger Appetit zu Abend essen. Dabei fragte er nach den Er-

eignissen des Tages oder er erzählte ihr einiges aus seiner Praxis oder von Bekannten. Wenn nicht ein besonderer Fall ihn beanspruchte, würde er nach dem Abendessen einen Spaziergang zum Garten vorschlagen, der vor den Toren der kleinen Stadt lag, oder er würde seine Geige holen, um mit ihr gemeinsam zu musizieren.

Zwar zeigte ein kleines Emailleschild an der Haustür an, daß die Sprechstunden um acht Uhr morgens begännen. Das hielt die Landwirte aber nicht ab, bereits um sechs Uhr mit ihrem kranken Vieh vor dem Hause zu halten. Wenn der alte Daniel dann auch vielerlei Einwendungen machte und allen Ernstes versuchte, die Bauern an die von ihm gepriesene soldatische Pünktlichkeit zu gewöhnen, kam Tierarzt Volkhagen doch heraus und sah nach den Tieren. Zwar meinte der alte Daniel wohl, auf diese Art und Weise würden sie sich beide bei nächster Gelegenheit spattlahm kurieren. Aber bei seinem Herrn schlugen all seine Einwendungen nicht durch, und murrend und auch wohl mal fluchend öffnete Daniel fast jeden Morgen schon um sechs Uhr das Tor.

Anfangs hatte die junge Frau dieses Aufgehen ihres Mannes in seinem Berufe nicht ganz verstehen können. Aber der hatte nicht einmal den Versuch gemacht, ihr zuliebe einen Wandel in seiner Praxis zu schaffen. Er lächelte nachsichtig, wenn Edith einmal schmollte, behielt seine Gewohnheiten indessen bei. Oft hatte der alte Daniel zu ihr gesagt:

„Das hilft nu allens nicht, Frau, kann ich Ihnen sagen. Ich muß die Bauern so früh schon reinlassen, sonst gibt es ein Gewitter. Ich kenn' den Herrn, der ist nu mal so. Der muß eben verbraucht werden, wie er ist."

Edith sah es mit der Zeit auch ein, daß ihre Wünsche vor dem Berufsernst ihres Mannes zurückzutreten hatten. — Warum auch nicht? — Im Grunde genommen war er stets gleichbleibend lieb und gut zu ihr, versuchte auch, auf ihre kleinen Wünsche einzugehen. Er liebte sie, wie ein gerader Mann sein Weib liebt. Das war ihr Glück, alles andere mußte in den Hintergrund treten.

*

Heute ließ der Tierarzt sich das Abendbrot gut schmecken. Als er mit dem Essen fast fertig war, fiel ihm auf, daß Edith kaum zugegriffen hatte. Er sah sie überrascht an. Jetzt merkte er auch das feine Zucken in ihren Mundwinkeln.

„Was ist dir, Edith? Du siehst heute gar nicht so froh aus."

Seine Stimme klang besorgt. Er strich ihr leicht über das volle Blondhaar.

„Sanitätsrat Albus war heute nachmittag hier."

Plötzlich stand sie auf und warf sich schluchzend an seine Brust.

„Aber Liebling, was ist denn los, was ist passiert?"

„Ach, Rudolf, warum hast du mir das nicht gesagt? Warum mußte ich erst aus eines andern Munde das hören, was dir doch kein Geheimnis mehr war? Ich weiß nun alles. Weiß, daß ich kein Kind bekommen kann. Weshalb sagtest du mir das nicht? Es wäre mir so hart nicht gewesen. — Nun mußte ich es erst von Herbert erfahren."

„Von Herbert?" fragte Volkhagen verwundert. „Ja, was weiß denn der Advokat davon?"

„Sanitätsrat Albus sprach so durchsichtig. Er wollte mir die Wahrheit verschleiern, verstand es aber nicht. Von Adoption sprach er und von einem Attest. Ich konnte mir darunter nichts Rechtes vorstellen, und deshalb fuhr ich zu Herbert nach Schwerin. Der sagte mir, daß ein Attest nur bei dauernder Unfruchtbarkeit erteilt werde."

„Der Tölpel!" fuhr es Volkhagen heraus.

„Schilt ihn nicht, Rudolf. Ich habe ihn überlistet. Aber das ist gut. Nun bin ich mir wenigstens nicht mehr im unklaren."

„Komm, Liebling, setzen wir uns aufs Sofa. Du lehnst deinen Kopf an mich, und dann sollst du wissen, weshalb ich dir nicht alles sagte."

Edith ließ sich gern führen. Tierarzt Volkhagen sprach leise, fast weich, zu ihr.

„Edith, nach Professor Solvey war für mich keine Hoffnung mehr, daß du mir ein Kind schenken könntest. Zu gleicher Zeit stellte er aber auch fest, daß dein kleines Herz gar nicht so stark ist, wie wir immer dachten. Zur Sorge ist kein Grund vorhanden. Aber immerhin müssen wir körperliche und seelische Ueberanstrengungen so lange vermeiden, bis die kleine Unebenheit wieder berichtigt ist. Das wird bald geschehen sein. Sieh, Liebling, nach dem Befund des Professors glaubte ich richtiger zu handeln, wenn ich dich über sein Urteil einstweilen noch im unklaren ließ."

Edith nickte.

„Ich hatte Sorge, ich würde dich sehr beunruhigen, Liebes. Es ist mir nicht leicht gefallen, mich dauernd hinter leeren Ausflüchten zu verstecken."

„Wenn es so ist, wollen wir da nicht ein Kind adoptieren? Es ist sehr leicht, sagt Albus. Sieh, dann hätten wir doch ein Kind!"

Volkhagen saß lange nachdenklich neben ihr.

„Ich habe wohl schon daran gedacht, Edith, habe es aber nicht durchdenken mögen. Aber wie . . .? — — —"

„Aus dem Waisenhause!" antwortete Edith sehr schnell.

„Aus dem Waisenhause? Ein namenloses Kind? Ich weiß nicht, das wäre mir reichlich ungewöhnlich. Wäre es nicht besser, wenn wir in einer Zeitschrift einmal nachfragen würden? Wir wüßten dann mehr über die Herkunft des Kindes."

„Nein, Rudolf, ich bin dagegen. Das Kind, das wir uns auswählen, soll unser Kind sein. Mit niemandem, mit keiner andern Mutter will ich es teilen."

Edith sprach so ernst und ruhig, wie sie selten sprach.

„Gewiß, dagegen will ich nichts einwenden. Du magst recht haben. Ist es aber nicht doch besser, wenn wir über die Herkunft nicht im Zweifel bleiben? Natürlich wählen wir ein Kind, dem die Eltern gestorben sind."

„Ich denke auch so, Rudolf. Wollen wir morgen nach Schwerin fahren, ins Waisenhaus?"

„Aber Kind, nicht so stürmisch! Zuvor muß ich einmal mit dem Leiter des Waisenhauses sprechen. Und übrigens . .", er lachte leise, „. . . wir sind uns noch nicht einmal darüber einig, ob wir einen Jungen oder ein Mädel . . ."

„. . . Nun verstelle dich aber nicht", unterbrach ihn Edith lebhaft. „Wie oft haben wir von dem Jungen geträumt!"

Ueber das Gesicht des Tierarztes glitt ein froher Schein. Edith fuhr schneller fort:

„Lassen wir doch keinen Tag mehr verstreichen, Rudolf. Immer haben wir uns so nach ihm gesehnt, dem kleinen Jungen. Es würde mich auch stören, wenn wir irgend etwas vorbereiten würden. Ich kann dir nicht sagen, weshalb, aber mir ist es, als müßten wir überraschend handeln. Verstehe mich, Rudolf. Ich möchte, daß der Junge ein Geschenk ist, das uns ganz plötzlich in den Schoß gelegt wird. Ohne Deutung, ganz, wie ein eigen Kind."

Volkhagen stand auf. Lange sah er seiner Edith in die Augen. Tief, ganz tief, bis in die Seele. Dort lag alles so klar und rein, so ohne Arg und Fehl. Nur Liebe, unbegrenzte Liebe und kindliches Vertrauen sah er dort. Und dann küßte er sie.

„Also gut! Wir fahren morgen nachmittag nach Schwerin. — Und nun träume von deinem Jungen!"

*

Der nächste Tag brachte einen lachenden, sonnigen Mai. Edith war es, als hätte man die kleinen, winkeligen Gassen des Städtchens besonders geputzt.

Heute sah sie dem Spiel der Kinder auf dem weiten Marktplatz vor ihrem Hause nicht mit wehmütig-traurigen Augen zu. Nein. Heute jubelte in ihr ein einzig Lied: Nun werde auch ich Mutter sein! Und fest würde sie ihn halten, ihren Jungen.

Der kleine Kraftwagen hatte bald den Rabensteiner Forst erreicht. Ueber den stolzen Buchen und knorrigen Eichen lag es wie eine stille Weihe. Wieder einmal ahnte sie die Majestät des Waldes wie damals, als ihr Mann ihr unter diesen hohen Bäumen von seiner Liebe sagte.

Tierarzt Volkhagen hielt den Wagen an. Edith schrak aus ihren Träumen.

„Mädel, sieh mich nicht fortgesetzt so glücklich an, wer kann dabei richtig auf den Weg achten?"

„Du Lieber, du Guter", antwortete Edith und küßte ihn.

Bald hatten sie Schwerin erreicht. Langsam fuhr der Wagen über die beiden großen Schloßbrücken und durcheilte dann schneller die stolzen Straßen der vornehmen Stadt. Wenig später hielt der Wagen vor dem Waisenhause, das an den Ufern des großen Sees außerhalb der Stadt lag.

Nach kurzem Warten wurden sie von dem Leiter der Anstalt, Dr. Grünewald, empfangen. Die Herren kannten sich. Tierarzt Volkhagen trug sein Anliegen vor. Der Arzt rief nach der Oberschwester, die dann die Führung übernahm.

Am Ende des langen Flures öffnete sie ein großes Zimmer, in dem sieben Betten standen. Edith sah mit frohen Augen voller Erwartung auf die Kleinen. Ihre besondere Aufmerksamkeit erregte ein kleiner strammer Junge, der in der Nähe des Fensters in seinem Gitterbettchen stand. Als Edith an dieses herantrat, huschte ein helles Lachen, von einem beglückenden Jauchzen begleitet, über sein pausbackiges Gesicht. Edith nahm ihn auf und hielt ihn mit freudeverklärten Augen in den Armen.

„Das ist mein Junge. Nur dieser, kein anderer", rief sie und zeigte ihn ihrem Manne, der lächelnd neben ihr stand.

„Sieh doch nur, Rudolf, wie lieb, wie herzig er ausschaut. Ist er nicht goldig, der Kleine? Der einzige, der mich wie seine Mutter anlachte. Ich glaube Rudolf, es war dies ein Wink. Sieh doch nur, wie lieb er ist."

Der Kleine griff hell lachend nach Ediths Hand.

„Gewiß, Edith, ein netter Kerl. Wenn sonst alles in Ordnung ist, möchte ich dir wohl zustimmen."

Edith sah vom Jungen, der sie fortgesetzt anlachte, auf ihren Mann.

„Er hat fast die gleichen Augen wie du, Rudolf."

„Na, hör mal, dir hält es aber wirklich nicht schwer, in mir den Vater des Jungen zu suchen", gab lachend der Tierarzt zurück. Er wandte sich an den Anstaltsarzt.

„Stehen in diesem Fall einer Adoption besondere Hinderungsgründe im Wege?"

Edith sah ängstlich gespannt auf den Arzt. Der verneinte zögernd.

„Dann ist ja alles in schönster Ordnung", unterbrach Edith ihn überglücklich.

Dr. Grünewald nickte flüchtig. Leise sagte er zum Tierarzt:

„Können wir einmal in meinem Amtszimmer miteinander sprechen?"

Tierarzt Volkhagen sah auf Edith, die nur noch ein Auge für das Kind hatte. Er überlegte kurz, dann wandte er sich an sie.

„Warte einen Augenblick, Edith. Ich will eben mit Herrn Dr. Grünewald sprechen. Nachher hole ich dich ab. Es wird nicht lange dauern."

Edith hörte kaum. Sie nickte nur, ohne den Blick von ihrem Jungen zu wenden.

(Fortsetzung folgt.)

Kurzweil am Feierabend

Versteck-Rätsel

Federhalter — Jugoslawien — Blende — Besoldung — Walnuß — Erdapfel — Eisbeutel — Edelstein — Geburt — Sendbote — Rheinwein — Norden. Jedem der obigen Wörter sind drei und dem letzten Worte vier zusammenhängende Buchstaben zu entnehmen. Aneinandergereiht ergeben diese Buchstabengruppen ein Wort von Phil. Melanchthon

Silben-Rätsel

Aus den Silben: ban — bei — ber — cho — chor — dit — e — er — furt — hemd — i — im — in — ker — lo — ma — nack — nie — nus — re — sa — sal — sar — scha — sel — su — sung — tau — tra — wa sind Wörter zu bilden, deren Anfangs- und Endbuchstaben, von oben nach unten gelesen, ein Wort von Schemm ergeben (ch = 1 Buchstabe).

Bedeutung der Wörter:

1. nord. Königsgeschlecht,
2. Nebenfluß der Donau,
3. Sundainsel,
4. böser Streich,
5. deutsche Stadt,
6. Körperorgan,
7. Bienenzüchter,
8. Kräuterpflanze,
9. Teil d. Rhein. Schiefergeb.
10. Räuber,
11. Erkennungswort,
12. Widerhall,
13. geogr. Begriff,
14. weißer Ueberrock d. kathol. Priesters.

Auflösungen aus Heft 12

Bild-Schneckenrätsel

Wohl dem Volk, das seiner Väter gern gedenkt. (Goethe.)

Silben-Rätsel

1. Dienstag; 2. Ilsenstein; 3. Edelmarder; 4. Ebene; 5. Religion; 6. Ziegenbart; 7. Iser; 8. Edison; 9. Henne; 10. Usedom; 11. Nase; 12. Gavotte; 13. Isonzo; 14. Salbei; 15. Taktik; 16. Dresden; 17. Insel.

Die Erziehung ist die Seele eines Volkes. (Schemm.)

Verlag der „Reichs-Elternwarte"
Heinrich Beenken, Berlin SW 19, Wallstr. 17/18.
Für die Gesamt-Schriftleitung verantwortlich:
Möller-Crivitz, Berlin-Pankow.
Druck der Buchdruckerei Gutenberg (Heinrich Beenken), Berlin SW 19.

viel eher ist es eine Wohltat. Denn was würden wir für pedantische, schwerfällige Pinsel werden, wenn wir uns durch unser ganzes Leben mit einer solchen Wissenslast schleppen müßten. Jede Frische der Entschließung würde durch sie gehemmt. Wir entnehmen ja auch aus unserer körperlichen Nahrung nur das Wertvollste, warum sollte es dann mit der geistigen Nahrung anders sein?

Das Training ist also auch auf geistigem Gebiete das Entscheidende. An welchen Stoffen das Training erledigt wird, ist an sich weniger wichtig. Da wir aber zu diesem geistigen Training der Schule in Zukunft ein Jahr weniger Zeit haben werden, so kommt für uns nur noch der geeignetste Stoff in Frage.

Aus dem vorher Gesagten geht auch hervor, daß die Frage, wo nun gekürzt werden sollte, ob bei der höheren Schule oder bei der Grundschule, nicht die Wichtigkeit hatte, die ihr von Fanatikern beiderseits beigelegt wurde. Die Grundschule wird sich eben in Zukunft praktisch schon etwas früher darauf einstellen müssen, daß sie einen Teil ihrer Zöglinge mit Abschluß des vierten Jahres an die höhere Schule abgibt. Sie wird diese hoffentlich nur nach dem Leistungsprinzip auszuwählenden „Anwärter" schon vorher einer Sonderschulung unterziehen müssen, damit nicht unnötig Zeit verlorengeht. Denn Zeit ist für uns zwar nicht Geld, wohl aber Volkskraft, und diese Volkskraft müssen wir bis zum letzten ausschöpfen, wenn wir uns gegen den Haß unserer natürlichen Feinde (Juden und Judengenossen der ganzen Welt) und gegen den Unverstand derer, die politisch und weltanschaulich noch nicht so weit sind wie wir Deutschen, auf die Dauer behaupten wollen.

Muß der Lehrer einschreiten?

Fortsetzung unserer im Heft 12 begonnenen Artikelreihe.

II.

Brief einer empörten Mutter und die Antwort des Lehrers

Werter Herr Lehrer!

Sie wissen, ich komme nicht wegen jeder Kleinigkeit in die Schule gelaufen. Und ich belästige die Herren Lehrer niemals. Aber mir gefallen gewisse Zustände an Ihrer Schule schon lange nicht, und heute muß ich mich sehr beschweren. Und zwar über Alfred Teichmann. Der Junge treibt es wirklich zu toll, und mein Sohn Klaus wird von ihm fast alle Tage geschlagen. Heute kam Klaus wieder mit zerrissenem Anzug nach Hause, und sein linkes Auge war ganz angeschwollen. Und wieder war es Alfred Teichmann gewesen.

Dabei hat Alfred Teichmann gar keinen Grund, den Klaus zu hauen. Denn wir sorgen dafür, daß Klaus eine gute Erziehung erhält und sich nicht in Schlägereien mit anderen Kindern einläßt. Aber Sie wissen ja selber, Herr Lehrer, die Unschuldigen müssen immer am meisten leiden.

Ich will mich auch nicht an die Eltern von Alfred Teichmann wenden; die stehen ihrem Jungen doch bloß bei, und ich hätte dann mit ihnen einen schlimmen Zank, und für so etwas sind wir nicht.

Sie müssen als Lehrer den Alfred Teichmann mal streng bestrafen, daß mein Kind vor ihm Ruhe hat. Denn unser Klaus ist schon so verschüchtert, daß er gar nicht mehr in die Schule gehen will. Bloß aus Angst vor diesem Jungen, der ihn fortwährend mit seinem Haß verfolgt. Es kann doch nicht so weitergehen, daß ich alle Tage Anzüge flicken muß, bloß weil da ein ungezogener Junge in Ihrer Klasse ist, der anderen Kindern die Sachen zerreißt. Wegen dem Auge wollte ich schon zum Arzt gehen. Aber wer soll denn da die Kosten bezahlen? Denn von Teichmanns ist ja bekanntlich nichts zu holen. Selbstverständlich habe ich meinem Klaus streng verboten, mit dem Alfred Teichmann auch nur ein Wort zu sprechen. Und ich erwarte von Ihnen, daß Sie die Jungen in der Klasse auseinandersetzen.

Es muß hier was geschehen. Wenn der Weg nach dem Nachbardorf nicht so weit wäre, und wenn wir dort nicht noch obendrein Schulgeld zahlen müßten, hätte ich meinen Klaus schon längst aus Ihrer Schule abgemeldet. Ich kann mir nicht denken, daß woanders auch solche Zustände herrschen.

Als wir zur Schule gingen, da wäre so etwas nicht passiert. Haben die Lehrer heute gar keine Macht mehr über solche Lümmel, wie der Alfred Teichmann einer ist? Wenn die Schlägereien auf dem Schulweg nicht aufhören, muß ich weitere Schritte unternehmen.

Hochachtungsvoll

Frau Anna Kupka.

Die Antwort des Lehrers.

Sehr geehrte Frau Kupka,

ich muß schon sagen, sehr sanft gehen Sie mit unserer Schule nicht um, und Ihr Urteil über die „Zustände" an unserer Schule läßt an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig. Aber Ihre offenen Worte geben mir den Mut, ebenso offen zu Ihnen zu sprechen. Sie werden mir das bestimmt nicht verübeln, denn aus Ihren Zeilen sehe ich ja, daß Sie es nicht lieben, mit der Meinung hinter dem Berge zu halten, und daraus muß ich schließen, daß Sie auch die ungeschminkte Meinung anderer anzuhören gewillt sind. Hoffentlich habe ich recht mit meiner Meinung.

Sie schreiben mir da einen langen Brief. Sagen Sie, wäre es nicht auch für Sie einfacher gewesen, Sie hätten mich wegen Ihrer Beschwerde einmal persönlich aufgesucht? Ich kenne Ihre Antwort auf meine Frage, sie steht ja in dem Brief, aber sie befriedigt mich nicht. Sehen Sie — und hier muß ich etwas ganz Grundsätzliches aussprechen —: wir Lehrer haben es natürlich nicht gern, wenn die Eltern wegen jeder Kleinigkeit (meistens sind es ja nur Beschwerden) in die Schule gelaufen kommen. Ich habe Sie aber, seit Sie Ihren Klaus anmeldeten, noch nie wieder bei mir gesehen, und darüber sind doch nun schon vier Jahre vergangen. Auch auf unseren Schulgemeindeabenden habe ich Sie nie erblickt. Und doch glaube ich, es wäre für beide Teile — für Sie und für die Schule — gut, wenn die Bindungen ein wenig enger wären. In Ihnen scheint sich doch eine Menge Groll gegen die Schule aufgespeichert zu haben; weshalb haben Sie Ihrem Herzen nicht schon früher einmal Luft gemacht; glauben Sie, uns Lehrern ist es lieb, die Meinung der Eltern zu erfahren.

Doch halt! — Da fällt mir eben ein, daß Ihr Mann ja vor knapp zwei Monaten mir einmal seine Ansichten über die heutige Schulerziehung und über die grundverkehrte an meiner Schule auseinandersetzen wollte und daß ich damals weder für seine Meinung, noch für irgendeine Aussprache zwischen uns zu haben war. Vielleicht hat er, böse auf mich, Ihnen davon berichtet, und vielleicht wollen Sie mir das jetzt entgegenhalten, da ich mich darüber beklage, daß Sie nicht den Weg einer mündlichen Aussprache wählen. Aber sagen Sie selbst: War der Schanktisch in B.s Gasthaus, an den uns der Zufall auf dem Stiftungsfest der Freiwilligen Feuerwehr um die mitternächtige Stunde zusammenführte, der rechte Ort für eine solche Unterhaltung? Ich meine: nein! Und ich bin der Ansicht, daß das Verhältnis zwischen Elternhaus und Schule nicht durch zufällige Begegnungen zwischen Eltern und Lehrern die notwendige Vertiefung erhalten kann, und ganz und gar nicht dann, wenn dem sonst so verschlossenen Vater der Alkohol die Zunge gelöst hat. —

Ich hatte Ihren Besuch oder den Ihres Mannes eigentlich schon lange erwartet. Denn durch die Oster- und auch durch die Herbstzensur Ihres Klaus war Ihnen die Mitteilung geworden, daß etwas mit Ihrem Jungen nicht stimmt. Ostern trug sein Zeugnis den Vermerk „Klaus ist ein Störenfried", und zum Herbst mußten wir ihm den Satz „Klaus will sich nicht in die Klassengemeinschaft einfügen" ins Zeugnis schreiben.

Indem ich Sie daran erinnere, Frau Kupka, bin ich eigentlich schon mitten in der Beantwortung Ihres Briefes. Auf die Antwort werden Sie nun nach der langen Einleitung wohl recht gespannt sein. Oder sind Sie es etwa nicht mehr?

Als mir Ihr Klaus heute vor Beginn des Unterrichts Ihren Brief gab — er tat es nicht ohne die an seinen Gegner Alfred T. gerichtete Bemerkung: „Da steht etwas von dir drin!" — habe ich nach Kenntnisnahme seines Inhalts zunächst gar nichts unternommen. Ich habe weder die beiden Jungen auseinandergesetzt, noch den Alfred T. bestraft. Ich habe aber die beiden schärfer als sonst, wenn auch wohl unauffällig, beobachtet. Und ich muß gestehen, daß ich von einem Haß zwischen ihnen, ja nicht mal von einer Verstimmung etwas bemerken konnte. Als Ihrem Klaus beim Diktatschreiben die Feder zerbrach, gab ihm Alfred ohne lange Aufforderung eine neue aus seinem Vorrat, mit der — und auch das mußte ich sehen — ihn Klaus nachher, als er sich unbeobachtet glaubte, zu stechen versuchte, ohne daß Klaus darüber in ein großes Geschrei ausbrach. Er wollte nicht petzen. Während der großen Pause richtete ich wieder auf die beiden mein besonderes Augenmerk. Die Jungen der Klasse veranstalteten ein Ballspiel, zu dem zwei Parteien gewählt wurden. Es fiel mir auf, daß Alfred T. gleich zuerst gewählt wurde, daß Ihr Junge jedoch bis zuletzt, ich glaube sogar, als letzter, übrigblieb. „Weil Alfred stark und ein guter Spieler ist", sagen Sie, „und mein Klaus das rohe Spiel nicht liebt!" — Doch hören Sie: Ich fragte die Jungen, weshalb man denn Ihren Klaus, der doch weiß Gott auch kein Schwächling ist, so gering schätze. Darauf der Chor der Jungen: „Der vermasselt uns ja alles, der ist ja feige und der stänkert immer!" Nun, daß Klaus alles „vermasselt", das kann wirklich ein Nichtkönnen sein, daß die Jungen ihn feige nennen, ist schon bedenklicher, schlimmer ist jedoch ihr Urteil, daß er immer „stänkert".

Und das Schlimmste ist, daß die Klasse Recht hat. Klaus gehört nun einmal zu den Naturen, die, wenn nicht alles nach ihrem Willen geht, andern die Freude verderben müssen. Man findet das oft bei Alleinkindern, die ohne Geschwister aufgewachsen sind, und denen eine übergroße, irregeleitete Elternliebe jeden Wunsch erfüllte, und die sich stets als Mittelpunkt der häuslichen Gemeinschaft fühlen durften. Verzeihen Sie diese Abschweifung, Frau Kupka, ich komme auch nun wirklich gleich auf die Schlägerei (denn Sie meinen ja, nur um diese handelt es sich) zu sprechen.

Ich habe mir nach Schluß des Unterrichts die beiden Jungen, Ihren Klaus und den Alfred T., vorgenommen und habe sie berichten lassen. Ihr Sohn schilderte mir das Vorkommnis wohl so ähnlich, wie er es Ihnen geschildert hatte. Er habe dem Alfred gar nichts getan, aber der haue ihn immer. „Na, Alfred, was hast du dazu zu sagen?" Und nun legte Alfred, der sich bei Klaus' Bericht nur mühsam beherrschen konnte, los. Von den fortgesetzten Quälereien, die er von Klaus zu erdulden hätte, erzählte er, und daß Klaus sein Kneifen, Schubsen immer so heimlich macht, daß kaum ein anderer etwas davon merkt. Und von den Sticheleien, die nie ein Ende nähmen, erzählte er. So sei es auch gestern auf dem Nachhauseweg wieder gewesen. Da habe ihn der Klaus mit seiner geflickten



Kiebitze! Aufnahme Ewald Welzel

Hose gehänselt und mit seiner Jacke, die vordem schon der Bruder getragen hatte. Na, und da habe er dem Klaus denn mal „ordentlich eine gelangt", und als der Klaus an zu spucken fing, noch eine, und da habe dann wohl auch der Anzug und das Auge von Klaus etwas abbekommen. Ihr Klaus wollte Alfreds Bericht abschwächen, mußte aber schließlich doch seine Ungezogenheiten zugeben.

Was hätten Sie nun wohl getan, Frau Kupka? Hätten Sie den Alfred nun tüchtig bestraft? Ich will Sie der Antwort entheben und will Ihnen sagen, was ich getan habe. Ich habe sie beide, den Alfred und den Klaus, bei ihren Haarschöpfen genommen und ihnen ganz gehörig ins Gewissen geredet. Es kann passiert sein, daß Ihr Klaus dabei am unsanftesten weggekommen ist.

Womit die Angelegenheit für mich einstweilen erledigt ist.

Also darf Alfred T. oder Jungen seines Schlages weiterhin andere Jungen verhauen oder gar mißhandeln! folgern Sie nun aus meiner Antwort, die Sie vielleicht sogar unliebenswürdig nennen. (Aber wir wollten doch offen zueinander sprechen, Frau Kupka!)

Nein, Alfred und die seinesgleichen dürfen nicht weiter andere Kinder hauen; die Schule fühlt sich ja für die Gesamterziehung der Kinder auch während der Zeit, da sie nicht in der Schule sind, mitverantwortlich — und wird es deshalb nicht dulden, daß offenbare Verstöße gegen die guten Sitten und gegen das Wohlverhalten, vor allem auf dem Schulweg, vorkommen. Und wo so ein Junge aus reiner Lust an Schlägereien sich an anderen, vielleicht sogar an schwächeren, vergreift, da wird er die ganze Strenge der Schule zu spüren bekommen. In unserm, vielmehr in Ihrem Falle jedoch mußte die Schuld abgewogen werden, und ich glaube, daß selbst ihr — Verzeihung! — verzogener Klaus mit der Empfindung nach Hause gekommen ist, daß der Lehrer gegen ihn und seinen Gegner gerecht gehandelt hat. Haben Sie nicht auch die Empfindung?

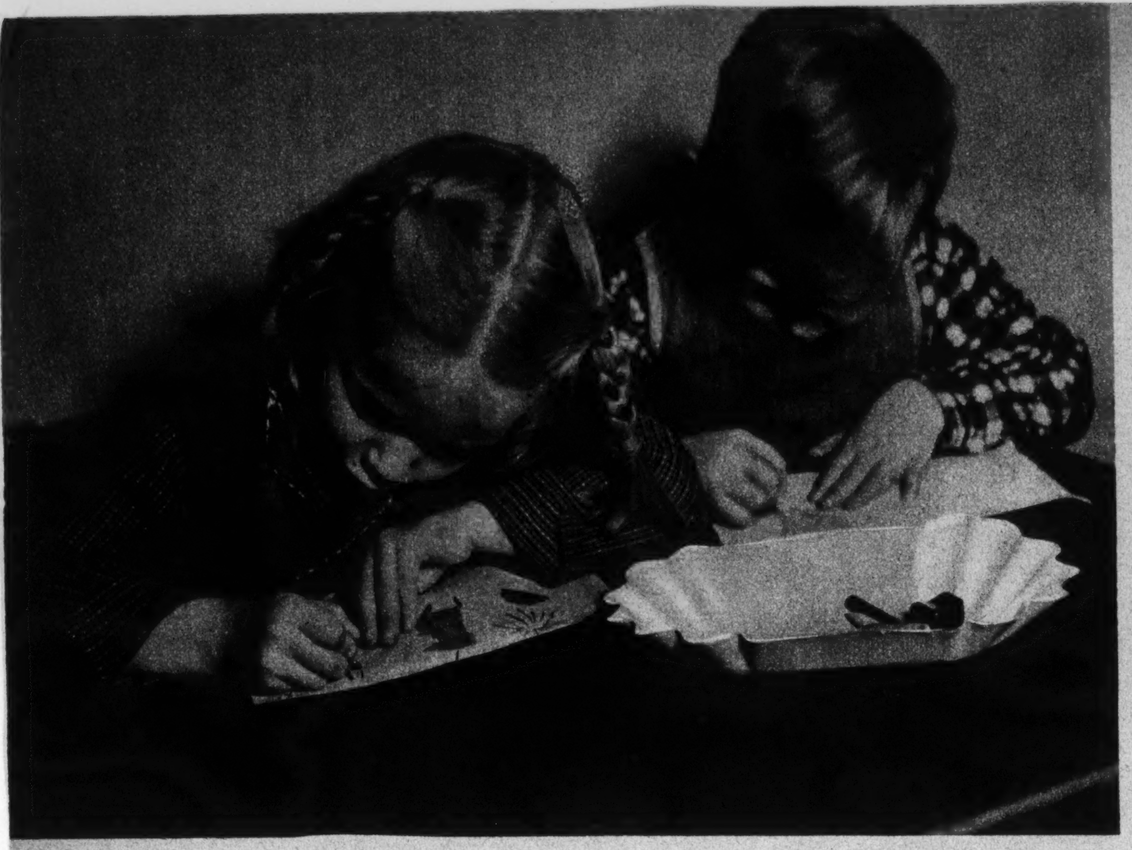
Nun der Brief schon sowieso ein wenig — oder meinen Sie „viel"? — lang geworden ist, lassen Sie mich gewissermaßen als Abrundung des Themas noch eines sagen: An und für sich nimmt die Schule Streitereien unter den Kindern — ja selbst eine Prügelei — nicht so tragisch. Kinder sind doch nun einmal etwas Ursprüngliches, Unverbildetes und ihre Umgangsformen tragen den Stempel des Natürlichen und Einfachen, und bei ihnen haben Knuff und Schlag nicht die Bedeutung, als wenn sie zwischen Erwachsenen gewechselt werden. Das erkennen Sie ja auch schon daran, daß da, wo eben noch bitterste Feindschaft und höchste Kampfeswut herrschte, in wenigen Augenblicken das beste Einvernehmen Platz greift und herrlichstes Vergessen des Ungemachs. Eine Lehre für die Eltern, Kindergezänk nicht zum Familienzwist werden zu lassen.

Auswüchsen — das sagte ich ja schon — wird die Schule entgegentreten mit aller Energie; gegenüber als harmlos erkannten Jungensholzereien wird sie jedoch ein abwägendes Verstehen haben. Eine Mutter, die viele Kinder zu erziehen hat, handelt ja ähnlich, und sie hat bestimmt auch Verständnis für diese Haltung der Schule in punkto „Streit unter Kindern". Und sie wird, glaube ich, nicht gleich von „solchen Zuständen" reden, von Umschulen u. dgl.

Heil Hitler!

K. Steinborn, Lehrer.

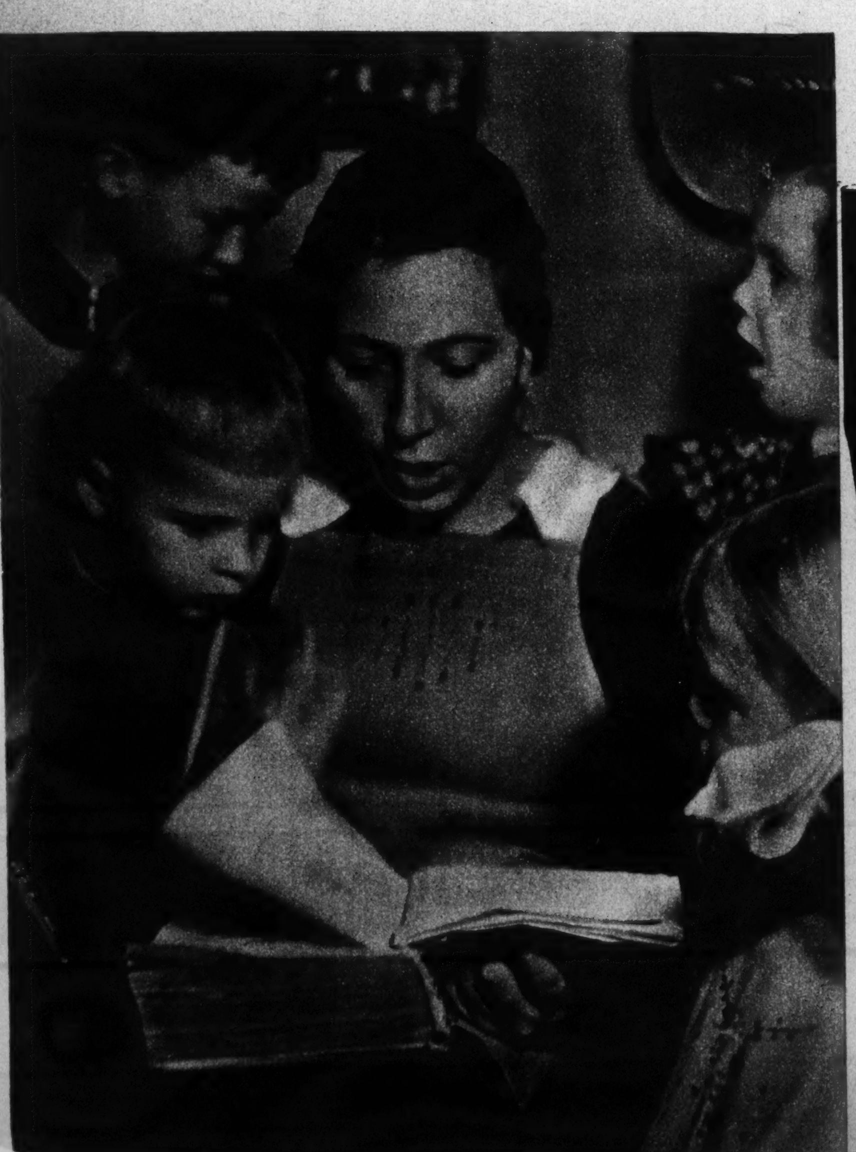
Ueber die weitere Entwicklung dieser Fälle berichtet das nächste Heft der „Reichs-Elternwarte".

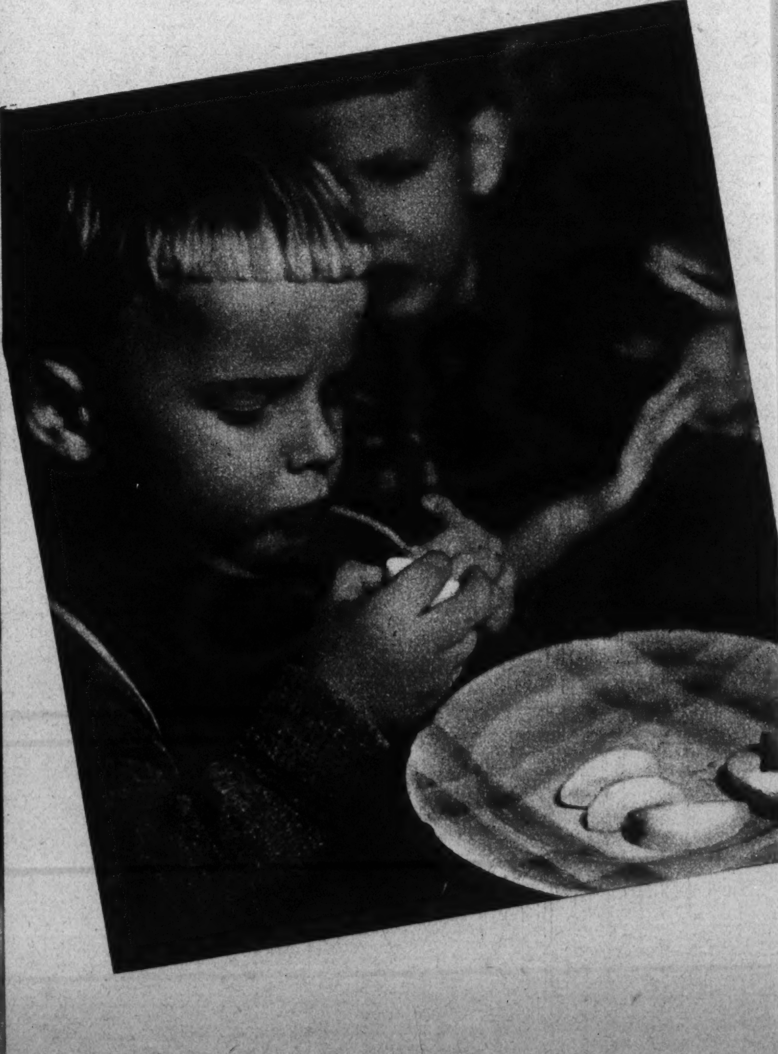


Tanten

Welch ein freundlicher Begriff verbindet sich doch mit diesem Wort! Die argen Tanten, die nur immer nach der Schularbeit fragen oder sich jedesmal nachdrücklich davon überzeugen, wieweit man in den Wissenschaften fortgeschritten ist, — diese Sorte Tanten gibt es doch fast nur in den Unterhaltungsbeilagen mancher Tageszeitungen. Meine Tanten jedenfalls waren alle nett, und jener Beutel von bisweilen riesenhaften Ausmaßen, einst Pompadour genannt, barg manch süßes und wohlschmeckendes Geheimnis in seinen knisternden Seidenfalten, mit dem man niemals geizte. Und wenn ich in die eigene Familie schaue, so muß ich — stirnrunzelnd allerdings — bekennen, daß dies heute beinahe noch schlimmer geworden ist, als ehedem. Das Wort „Tantenwirtschaft" ist eigentlich die sanfte Umschreibung für eine Serie kräftiger Verwünschungen, deren Berechtigung mir das Verhalten meiner Kinder nach der jeweiligen Abreise einer Tante erweist. Und es dauert schon immer ein Weilchen, bis wir ihnen die Unarten ausgetrieben haben. „Ach, laß doch das Kind gewähren!", das ist ein Satz für Tanten. Der andere,

Die „beschauliche" Ruhe ist dem Kinde eine unbekannte Welt. Es will sich beschäftigen oder beschäftigt werden . . .





Von Hans Scheffler

Aufnahmen:
Atlantic-Photo (8)
Archiv der „Reichs-Elternwarte" (2)



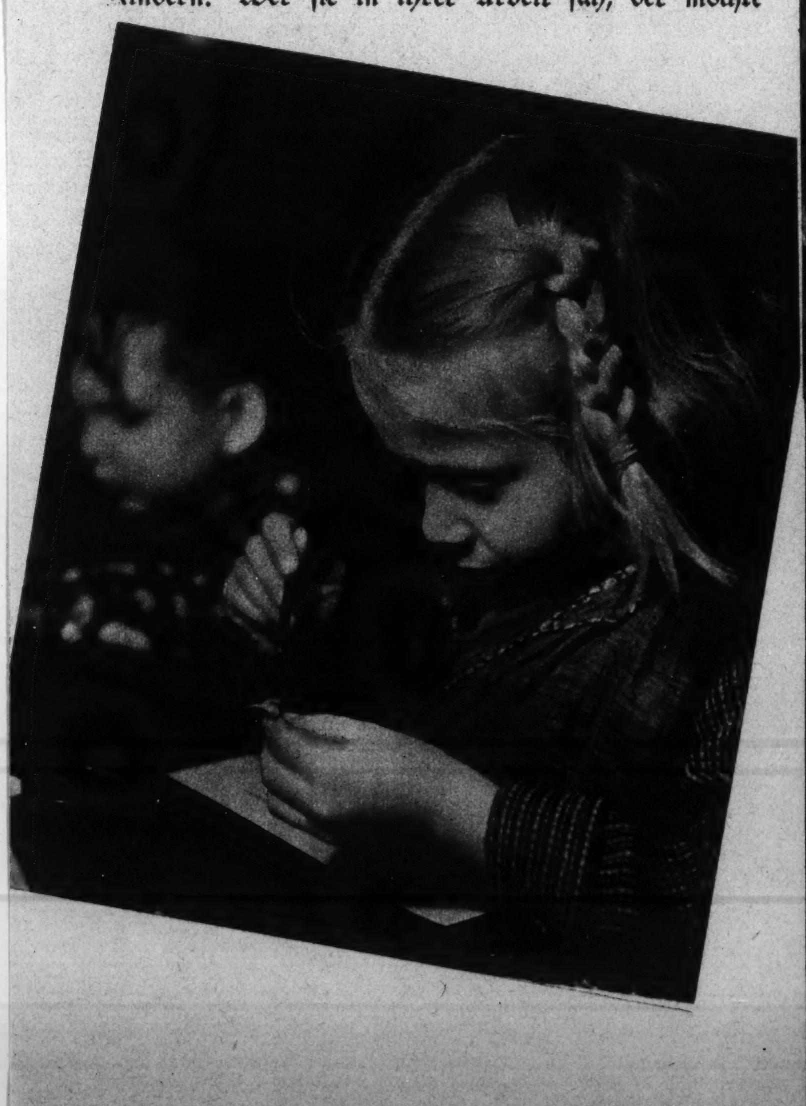
nicht minder geläufige, lautet wohl: „Höre mal, der Junge sieht aber blaß und schlecht aus! Gib ihm doch ....!"

Trotzdem! Tanten sind etwas Nettes und für Kinder geradezu Bezauberndes. Ich kenne aber Tanten, über die ein wenig mehr zu reden sich verlohnt. Sie verdienen es auch, einmal in ihrer Arbeit gewertet zu werden, die bescheiden sich in der Stille vollzieht, und nur manchmal einen Lohn erhält. Der heißt: Kindesdank.

Wem gelegentlich das Wort „Kindergärtnerin" zu Ohren kommt, der pflegt im allgemeinen doch kaum eine genauere Vorstellung damit zu verbinden. Wer kennt denn diesen Frauenberuf überhaupt? Vielleicht weiß um ihn jene sorgenbeschwerte Mutter, die sich fürs tägliche Brot abrackern muß und ihre Kinder der Obhut eines Kindergartens oder einer Krippe anzuvertrauen gezwungen war.

„Tante" — dieses köstlich rührende Wort ist in den großen und kleinen Kinderheimen, in den Horten und Tageshäusern, den Frauen vorbehalten, die dort um ein Geringes Mutterstelle vertreten an fremden Kindern. Wer sie in ihrer Arbeit sah, der möchte

Und aus diesem Spiel, das dem Kinde ernste Arbeit bedeutet, lernt es kleine Pflichten übernehmen . . .







ihnen gern das Wort „Mutter" schenken, der ist erfüllt von Achtung zu diesen Menschen, die sich mit größter Selbstverständlichkeit schwerer entsagungsvoller Arbeit unterziehen. Da ist eine Waise, die betreut sein will. Hier steht ein früh am Leben zerbrochenes Kinderschicksal, dem nur Mütterlichkeit und wahre Liebe helfen können. Und dort das Kind bestialischer Eltern, es hat Heimweh bekommen trotz allem und bedarf der linden mütterlichen Hand, es will sich in den Arm kuscheln und geborgen sein.

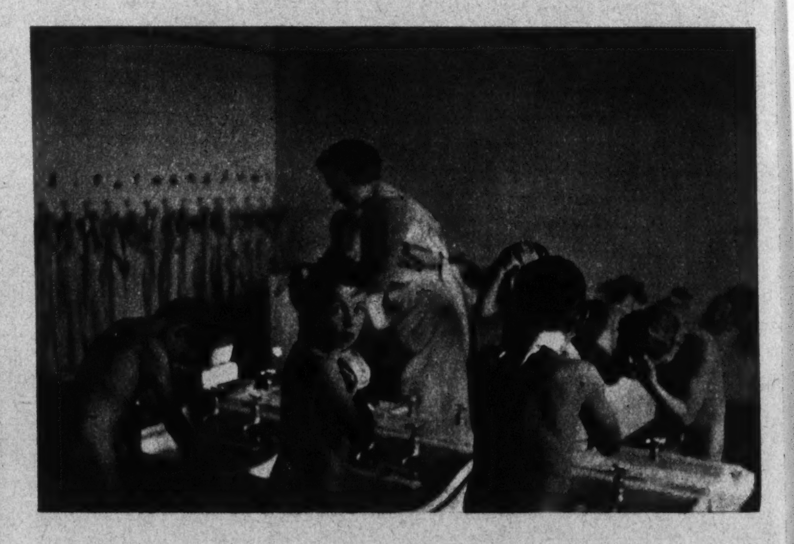
Unendlich viel Elend, unsagbar Menschenschuld so eng beisammen. Und man merkt nichts davon. Kinderaugen strahlen, die Mäulchen plappern lustig, und der Uebermut schießt kräftig ins Kraut. Ueberall aber ist die Tante. Ueberall muß sie ordnen, anregen, belehren und auch einmal trösten. Sie trägt die volle Verantwortung, denn sie ist ja Mutter und Lehrer zugleich. Ihre Schar ist nicht klein. Zwanzig bis dreißig Kinder muß sie betreuen vom Morgen bis in die Nacht. Sie sorgt für Reinlichkeit, sie haftet für die Gesundheit, sie beaufsichtigt die Schularbeiten, sie teilt die Mahlzeiten aus, sie überwacht die Kleidung ... Wieviel Stunden mag ihr Tag wohl zählen? —

Kleine Mutter im Heim, du schenkst verschwenderisch all dein Muttergefühl an die vielen Kinder, die doch nicht die Deinigen sind. Deine Kinder kommen und gehen. Eines Tages holt sie der Vater, der vielleicht eine neue Frau fand oder sie kommen in andere Pflege. Eine flüchtige Umarmung, ein Händedruck und fort ist, was du behütet hast, fort ist, was du in mühevoller Arbeit formtest, auf daß ein lebensvoller und brauchbarer Mensch daraus werde. Und es wird dann der Tag kommen, wo auch du müde geworden bist vom vielen Sorgen und Lehren und du nicht mehr mit den Kindern tanzen und singen magst. Kein liebender Sohn wird sich deiner annehmen, denn — grausames Schicksal — du bist ja nur Tante gewesen. —

Die Großstädte unterhalten meist eigene Kinderheime, die erforderlich sind, um unzähligen Kindern eine Heimat zu geben, die sie entbehren mußten. Ueberall in Deutschland sind ähnliche Anstalten, die zum großen Teil ärztlich geleitet und von Heilpädagogen oder Kindergärtnerinnen betreut werden. Es ist unnötig, die Allgemeinheit darauf hinzuweisen und ihr zu versichern, daß diese Heime Musterbetriebe



in ihrer Art sind. Man kennt sie, man schickt wohl seine Kinder dorthin, wenn es durchaus sein muß, aber die wenigsten sehen die Mühe, die hier auf jedes Einzelkind verwendet wird. Und kaum jemand ahnt, wenn er einer solchen Kinderschar aus dem Heim begegnet, die mit ihrer Tante singend und lachend hinauswandert, welche leise Tragik hier in dem Schicksal einer Frau oft mitschwingt. Harte, oft schmerzliche Ueberschneidungen von Beruf und Frauentum! Die soziale Arbeit bringt sie eben mit sich, und sie verlangt einen ganzen Menschen.



Wir wollen wünschen, daß es gelingt, diesem Beruf einen wertvollen Nachwuchs zu sichern. Schnell verbraucht er die Menschen, und nur ungenügend ist ihre wirtschaftliche Sicherstellung. Und dann: schenken wir diesen Frauen unsere Achtung und unser Vertrauen. Sie verdienen beides, sie, die für so viele Mutter sein müssen und nur — Tanten heißen.

Ganz wie im Märchen ....

Jedes Märchen beginnt: „Es war einmal ...", und dann erzählt es in der Regel von einem Kinde, dem Vater oder Mutter gestorben, das nun hilflos in der Welt steht, bis eines Tages unvermutet das große Wunder geschieht und der vom Schicksal Verachtete, aber mit inneren Gaben reich Bedachte als ein wahrer Prinz in sein Reich einzieht. Aber es gibt auch noch Märchen in unserer Zeit; sie beginnen nicht mit: „Es war einmal ...", sondern „Es lebt ...". So auch in dem kleinen Märchen, das wir erzählen.

Lebt da in Lichtenfels ein Bube von 15 Jahren. Der Vater ist gestorben und mit Wenigem schlägt sich die Mutter kümmerlich durch das Leben. Das Schicksal jedoch schenkte diesem Buben die Gabe, alles das, was sein junges Herz erlebt, künstlerisch in Form und Farbe gestalten zu können. So entstehen, aus einfachem Ton geformt, kleine Kunstwerke, die aber wieder zerstört werden müssen, weil das Geld für neues Material nicht reicht. Farbige Zeichnungen können deshalb nicht gemacht werden, eben weil die wenigen Mark, die die Mutter für Bruder und Schwester zum Leben braucht, nicht reichen, das Papier zu schaffen. Wer weiß, wie die Entwicklung des Buben gelaufen wäre, wenn nicht genau wie im Märchen, das große Glück eines Tages zu ihm gekommen wäre. — In der Ausstellung von Arbeiten der schöpferischen Kräfte in der HJ. entdeckt ein Gauleiter einen von dem Buben meisterhaft modellierten Pimpfenkopf. Er läßt sich von dem verantwortlichen Leiter der Ausstellung näheres über den Knaben melden und am Nachmittag steht er plötzlich vor dem erstaunten Buben in der Wohnung der Mutter zu Lichtenfels. Eingehend prüft er die Arbeiten des 15jährigen Knaben und als er, nach Rücksprache mit dem Zeichenlehrer, glaubt, hier eine zukunftsweisende Kraft zu sehen, greift er persönlich ein. Er gibt den Auftrag, daß dem jungen Menschen die Wege zum künstlerischen Schaffen freigemacht werden. Das geht so weit, daß er sich um die Beschaffung des Modelliertones, der nötigen Farbkästen bis zum Papier kümmert. Dem stillen Jungen leuchten die Augen, weil er weiß, daß vom heutigen Tage an der Weg freigemacht ist für sein Schaffen und Können, das er nun unter Beweis zu stellen hat. Er hat den Auftrag, seinem Gauleiter alsbald weitere Proben seines Könnens zu zeigen, damit dann endgültig über seinen ferneren Lebensweg entschieden werden kann. Als der Gauleiter das Heim verläßt, da ist es dem Jungen klar geworden, daß die Märchen nicht nur mit: „Es war einmal ..." zu beginnen brauchen. H. Hansen.

Aufnahme Dr. Neugirg
(Bildstelle des NSLB.)

Hilfe bei der Schularbeit

„Dazu habe ich keine Lust!"

Von Edmund Fischer

III.

Wir veröffentlichten im Heft 11 der „Reichs-Elternwarte" vorwiegend Lernspiele für die Spracherziehung in Unterklassen. Ehe wir nun weitere sachverwandte Spiele und Beschäftigungsmittel für Mittel- und Oberklassenschüler bringen, wollen wir der Abwechslung halber zunächst ein paar Spiele aus dem Stoffkreis des Heimat- und Erdkundenunterrichts beschreiben.

*

Nach den polizeilichen Erhebungen ist die Zahl der Verkehrsunfälle infolge des gesteigerten Verkehrs auf rund 700 täglich gestiegen, wobei es im Tagesdurchschnitt 22 Tote und 700 Verletzte gibt. Dem deutschen Volke erwächst dadurch jährlich etwa für 2,5 Milliarden Reichsmark Schaden. In 80% der Fälle sind menschliche Fehlhandlungen, insbesondere mangelnde Verkehrsdisziplin, die Ursachen der Unfälle gewesen. Die Eltern aber wird in besonders hohem Maße interessieren, daß an 100 Verkehrsunfällen durchschnittlich 25 Radfahrer und 12 Fußgänger beteiligt waren und von 1928—33 in unserem Vaterlande rund 8000 Kinder verunglückt sind. Denn als Fußgänger und Radfahrer spielen auch die Heranwachsenden bereits eine große Rolle im Straßenverkehr. Schlafmützigkeit, Gedankenlosigkeit, Uebereifer im Spiel, Unwissenheit oder Gleichgültigkeit hinsichtlich der Verkehrsvorschriften, Unkenntnis der Verkehrszeichen, Prahlerei, Rechthaberei, Disziplinlosigkeit oder Rücksichtslosigkeit sind die wichtigsten und häufigsten Ursachen, aus denen die Kinder durch eigene Schuld entweder selbst Opfer des Verkehrs werden oder andere Verkehrsteilnehmer aufs schwerste gefährden.

Es muß deshalb als ein Verdienst angesehen werden, daß Wilhelm Vonolfen für Eltern und Kinder ein Büchlein geschrieben hat („Volk im Verkehr"; Verlag Heinrich Beenken, Berlin SW 19), in dem nicht nur viel Wissenswertes über die Größe und die Bedeutung des Verkehrs im heutigen Deutschland enthalten ist, sondern auch in anschaulichster Weise über wichtiges und falsches Verhalten der Fußgänger, Radfahrer usw. berichtet wird. Das Büchlein ermöglicht es den Eltern, ihre Kinder über die Verkehrsvorschriften und -schilder in einwandfreier Weise aufzuklären. In der Schule aber vermag es den Verkehrsunterricht in zweckmäßiger Weise zu ergänzen. Um zugleich die Gefahr zu bannen, daß namentlich die Verkehrszeichen allzu rasch wieder vergessen werden, lasse man die Kinder das „Verkehrszeichenlotto" spielen. Durch stete Wiederholung der Zeichen bedingt es deren feste Einprägung. Ueberdies läßt sich dieses Spiel leicht herstellen. Wer nicht von der Rückseite des oben genannten Buches die verschiedenen Verkehrszeichen abzeichnen will, kaufe sich von den in jeder Papier- oder Buchhandlung erhältlichen Verkehrszeichen-Merkblättern doppelt so viele Stück als Mitspieler in Frage kommen. Die Blätter werden zerschnitten. Auf je zwei Papptafeln für jeden Mitspieler werden die Verkehrszeichen etwa in der Anordnung aufgeklebt, wie sie die Abbildung 1 zeigt. Die Reihenfolge ist jedoch beliebig. Ja, es ist sogar abwechslungsreicher und vorteilhafter, wenn die Zeichen für jeden Mitspieler anders geordnet sind. Die für die Beschreibung vorgesehenen Felder müssen jedoch frei bleiben. Die übriggebliebenen Merkblätter werden ebenfalls zerschnitten. Plättchen werden hergestellt, und zwar so viele, wie insgesamt freie Felder vorhanden sind. Sie enthalten auf der Vorderseite die Bedeutungsangaben der einzelnen Zeichen und auf der Rückseite diese selbst. (Siehe Abb. 2!) Reihum heben die Mitspieler je ein Plättchen mit der Rückseite hoch, und wer zuerst die Bedeutung des darauf abgebildeten Verkehrszeichens weiß, bekommt es. Sieger ist, wer zuerst seine beiden Lottotafeln mit den Bedeutungsangaben abgedeckt hat.

Straßenkreuzung	Scharfe Kurve	Unbewachter Bahnübergang	Bewachter Bahnübergang	Querrinne	Der Fahrer muß die Wagen, die auf der Straße fahren, in die er einbiegen will, passieren lassen
Für alle Fahrzeuge verboten	Verboten für alle Motorfahrzeuge	Verboten für Autos	Parken verboten	Halten verboten	Verbotene Richtung Verbotene Einfahrt

Abb. 1.

Vielen Kindern des 3. oder 4. Schuljahrs macht es nach meinen Erfahrungen immer wieder Mühe, die Lagebeziehung eines Ortes zu einem anderen nach der Himmelsrichtung zu bestimmen. Und doch muß das Kind hierzu fähig sein, weil es dies nicht bloß im Erdkundeunterricht der Mittel- und Oberstufe, son-





Vorderseite Rückseite

Abb. 2

dern auch bald außerhalb der Schule (im Hitlerjugend-, Arbeits- und Militärdienst) braucht. Da es nun trokkenen Uebungen mit umso größerer Unlust zu begegnen pflegt, je schwerer ihm die Lageangaben fallen, verweisen wir die Eltern auf das hübsche „heimatkundliche Fähnchenspiel". Von einer (in der Schule leihweise erhältlichen) Generalstabskarte der Heimat zeichnet man in etwa dreifacher Vergrößerung die nähere Umgebung des Heimatortes in der einfachen Weise (nur die Nachbarorte!) ab, wie es Abb. 3 zeigt. Der Heimatort muß in der Mitte liegen. Am besten verwendet man zum Zeichnen das billige Skribtol. Schnell sind auch so viele Blätter durchgepaust, wie Mitspieler vorhanden sind. Jedes Blatt wird auf dicker Pappe aufgezogen. Dann stellt man mit Stecknadeln und Papier für jede Karte und jeden Ort Fähnchen her (Abb. 4). Die Vorderseite enthält den Ort, die Rückseite dessen Lagebeziehung zum Heimatort verzeichnet. Reihum hebt jeder Mitspielende ein Fähnchen auf und liest den Ort vor. Das Fähnchen darf aufstecken, wer den Ort auf seiner Karte (Anfangsbuchstaben zur Kontrolle einzeichnen!) am schnellsten findet und seine Lage zum Heimatort angeben kann. Die Rückseite der Fähnchen ermöglicht dabei die Kontrolle. Wer zuerst auf allen Orten Fähnchen flattern hat, hat gewonnen. (Unsere Karte stellt Burgstädt und Umgebung dar.)

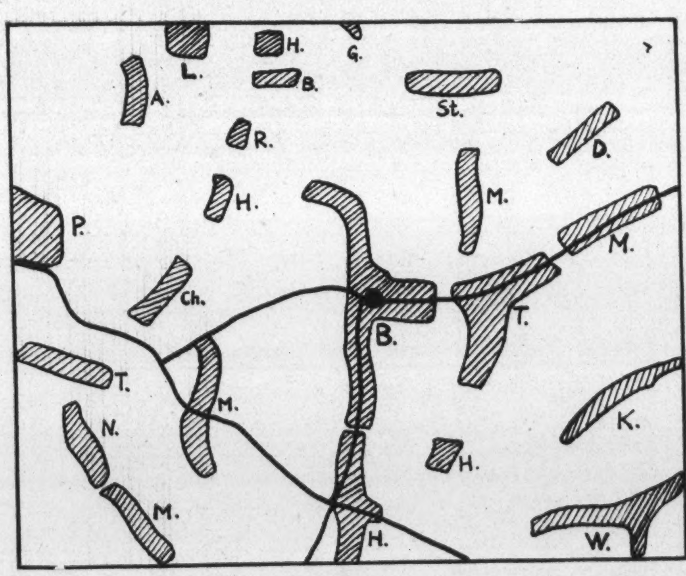
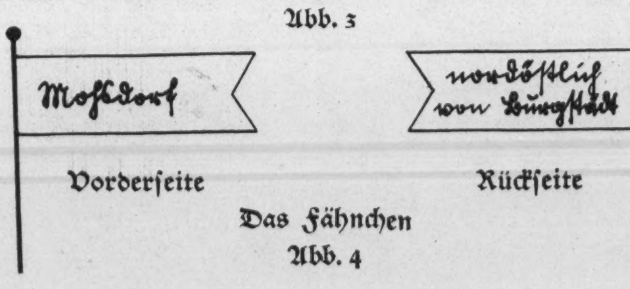


Abb. 3



Vorderseite Rückseite

Das Fähnchen

Abb. 4

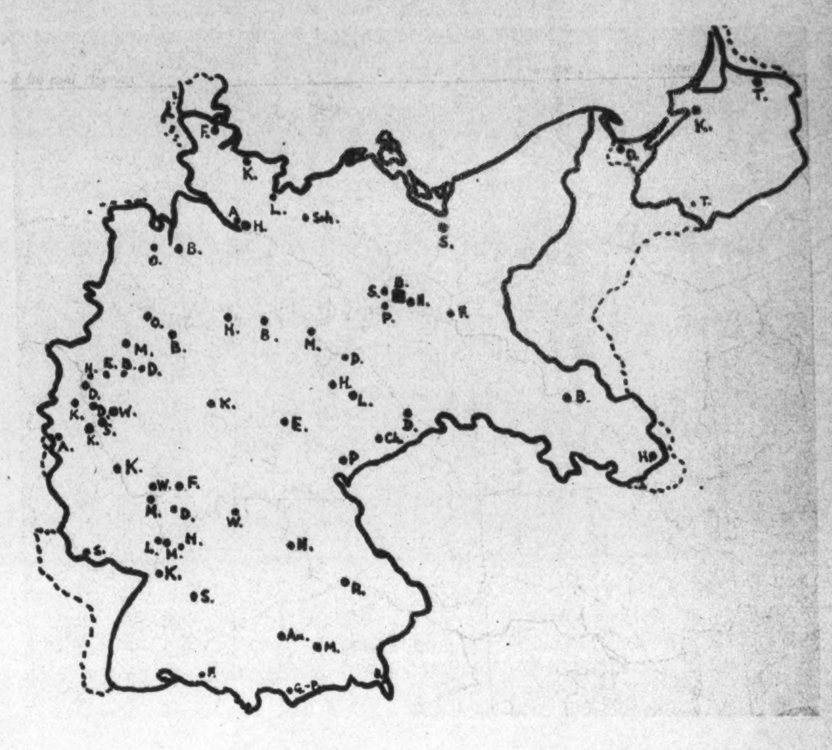


Abb. 5

Zum erdkundlichen Abc gehört die Kenntnis der wichtigsten deutschen Städte, ihrer Lage, Bedeutung, Größe u. ä. Das „Städtespiel" vermag den meist trockenen Werkstoff den Kindern schmackhaft zu machen und ihnen bald eine so genaue Vorstellung von der Gestalt Deutschlands und von der Lage der bedeutsameren Städte zu vermitteln, daß sich die geringe Mühe der Herstellung des Spiels wohl lohnt. Man verwendet zweckmäßig die billigen Umrißkarten der Verlage Wagner u. Debes, Leipzig, oder Beltz, Langensalza. (Vielleicht hat die Schule solche Karten vorrätig!) Die Grenzen Deutschlands werden mit Skribtol ausgezogen und etwa die Städte eingezeichnet, die auf der Abb. 5 zu sehen sind. Anfangsbuchstaben zur Kontrolle einsetzen! Die Karten werden auf dicker Pappe aufgezogen. Jeder Mitspieler erhält eine Karte. Dazu stellt man die nötige Zahl von Fähnchen her. Auf der Vorderseite enthalten sie den Städtenamen, auf der Rückseite Angaben über die Lage der Stadt (Fluß, Gebiet, Gebirge); Hauptstädte bekommen einen entsprechenden Hinweis, bei besonders großen Städten kann überdies die Einwohnerzahl abgerundet angegeben werden. Beispiele:

Vorderseite:

Hauptstadt der Bewegung
München Königsberg

Rückseite:

an der Isar am Pregel
Hauptstadt Bayerns (Frisches Haff)
¾ Million Einwohner Ostpreußen

Stadt der Auslandsdeutschen
Stuttgart
am Neckar
Hauptstadt Württembergs
400 000 Einwohner

Spielregeln: wie beim vorigen Spiel. Da Deutschland meist im 5. oder 6. Schuljahr behandelt wird, ist das Städtespiel für Schüler der Mittelstufe bestimmt.

Vater und Kind

Von Paula Koenig



Als im Sommer eine bekannte italienische Faschistin Deutschland bereiste und darüber befragt wurde, was ihr denn am meisten als abweichend von ihrem Heimatland in Deutschland auffalle, sagte sie unter anderem: Sie finde, daß in Deutschland die Väter soviel weniger kinderlieb seien als in Italien. Die italienischen Männer seien bessere Väter.

Nun bildet sich ja jedes Urteil auf Grund von Erfahrungen, und man kann es nur bedauern, daß die betreffende Italienerin es allem Anschein nach ganz besonders schlecht getroffen hat mit den Vater-Exemplaren, die sie gerade zu Gesicht und zu Gehör bekommen hat. Sicher, es hat bei uns eine Zeit gegeben, da ein — vielleicht doch sehr kinderlieber — Vater sich nicht traute, seinen Sprößling im Wagen auf der Straße zu schieben, aus Angst, als „Kindermädchen" seiner Frau ausgelacht zu werden. Eine Zeit, in der es nötig war, erst durch ein „Eingesandt" in der Zeitung festzustellen, ob es denn auch wirklich nicht unter der Würde des Mannes sei, einmal, wenn „Not am Mann" war, sein Kleines zu versorgen und an die Luft zu fahren. Da mußte denn erst die „Frau, der es ähnlich geht" oder „Auch ein guter Vater" oder „Einer, der es gut mit Ihnen meint" schreiben, daß Herr Meier ohne Gefährdung seines Ansehens ruhig die Hand an die Lenkstange des Kinderwagens legen könne, und Frau Meier dieses salomonische Urteil schwarz auf weiß ihrem Mann unter die Augen halten, ehe Herr Meier wirklich den Mut dazu aufbrachte. Aber — das war doch einmal! Heute gehört der Vater, der sein Jüngstes spazieren fährt, weil die Frau Waschtag hat oder eben aus sonst einem Grunde die Zeit dafür unmöglich aufbringen kann, doch zu den Straßenerscheinungen, die kein Aufsehen mehr erregen. Und sie sehen auch gar nicht mehr verlegen aus, diese Väter, so, als fürchteten sie, den Leuten zu begegnen, die in der Antwort des „Eingesandt" anderer Meinung waren und behaupteten, es sei „unter der Würde des Mannes", das eigene Kind, sein kostbarstes Gut, selber spazieren zu fahren. Nein, die heutigen Väter sehen bei dieser Beschäftigung so aus, als sei das etwas Selbstverständliches.

Nun gibt es freilich eine ganze Menge von Vätern, die mit dem kleinen Kind, auch wenn es das eigene ist, gar nichts anfangen können. Die sich verlegen lächelnd das „Wurm" auf den Arm legen lassen, von keinem anderen Gedanken bewegt als den der Trockenerhaltung des guten Anzugs! Aber daneben gibt es andere Väter, die sagen,

wenn das Kleine um sechs Uhr in der Frühe „dran" ist, zu ihrer Frau: „Bleib nur liegen, ich mach's schon!" Und windeln aus und windeln ein, ganz kunstgerecht und absolut „würdig". Und vielleicht gehört dies morgendliche Idyll einmal zu den allerschönsten Erinnerungen in der Ehe, an das die Mutter der schon erwachsenen Kinder mit Rührung und Dankbarkeit zurückdenkt! Nun ist es falsch, immer nur Vater und Sohn einander gegenüber zu stellen und Mutter und Tochter. Sicher spielt dieser Unterschied beim heranwachsenden Kind eine Rolle und es wird leichter sein für die Mutter, die Tochter zu verstehen als den Sohn und umgekehrt wird sich Vater eher im Sohne wiederfinden als in seiner Tochter. Aber das, worauf es letzthin ankommt, ist die Einstellung des Vaters zum Kind, überhaupt, gleichviel ob Junge oder Mädchen. Gleichviel ob klein oder groß. Es ist nicht so, daß man sich plötzlich mit dem größeren Kind versteht, bloß weil es nun älter ist, wem man es vorher als Kleines nicht verstanden hat, nichts mit ihm „hat anfangen können". Nur der, der schon das kleine Kind ernst nimmt und sich bemüht, seinen Regungen und Neigungen nachzugehen, wird auch das größer werdende Kind richtig verstehen können. Und nur der Vater, der nicht abwartet, bis das Kind größer wird und „von selbst" zum Verstehen heranwächst, sondern der Schritt für Schritt mit seinem Kind selber wächst, der alle Entwicklungsstufen mit ihm selber noch einmal durchmacht, wird sich auch mit seinen großen Kindern verstehen. Eben jener Vater, der es nicht nötig hat, so überaus auf seine „Würde" bedacht zu sein. Der Vater, der mit den Kindern auf dem Fußboden liegt und Eisenbahn spielt und sich wohl auch einmal gemütlich im Eifer des Spiels anbrüllen läßt, wenn er eine Weiche falsch gestellt hat. Der Vater, der nach seiner Tagesarbeit seinem Jungen aus der einfachen Aufziehbahn eine elektrische bastelt und den kleinen Mädchen zu Weihnachten ein Puppenhaus zimmert mit elektrischer Leitung und allen Schikanen. Der Vater, der als unermüdliches Reitpferd sein Kleines durch die Zimmer hoppelt und beim Schiffe-spiel in der Badewanne die großartigsten U-Boot-Angriffe liefert. Der Vater, der . . . ach, ich könnte da stundenlang aufzählen. Denn was *meine* Erfahrungen auf diesem Gebiete angeht, so kann ich nur sagen, daß ich lauter gute habe! Das oft zitierte Wort von dem „Kind, das in jedem Mann steckt" paßt ja nirgendwo besser als beim väterlichen Mann. Die Mutter hat ihre Arbeit mit dem Kind, tagein, tagaus und oft genug auch nachtein, nachtaus mit dem kleinen Kind oder dem kranken. Sie hat soviel Arbeit den ganzen Tag, daß kaum Zeit zu anderem bleibt. Anders beim Vater. Wenn er nach Hause kommt, hat *er* in den meisten Fällen Zeit. Er hat Arbeit und Aerger hinter sich und will sich nun an seiner Familie freuen, sich ausruhen, entspannen. Vater ist „zu allen Schandtaten bereit", mit Vater „kann man Pferde stehlen". Oft genug, daß die Mutter sagen muß: „Kinder, nun macht aber nicht *zu* viel Krach!" — und bei dem „Kinder" ist Vater mit dabei!

Nun höre ich schon den Einwand: „Na, da haben Sie aber besonderes Glück gehabt und lauter Ausnahmeväter kennengelernt! *Mein* Mann kümmert sich überhaupt nicht um die Kinder! Alles muß ich alleine bedenken und sorgen."

Ja, das gibt's freilich auch und ist natürlich sehr bedauerlich. Der einzige Nutzen, den die Frauen daraus ziehen können, ist der, daß sie ihre Söhne bewußt zu besseren Vätern erziehen. Oft genug hört man von gedankenlosen Müttern: „Aber, Junge, du wirst doch nicht mit Puppen spielen! Das ist doch nur etwas für Mädchen!" Und dieses „nur für Mädchen" trägt den Ton einer absoluten Geringschätzung. Das ist eine ganz falsche und kurzsichtige Einstellung! Wenn wir beim kleinen Mädchen das Spielen mit Puppen unterstützen, von dem Gesichtspunkt aus, daß es einen erzieherischen Wert hat, weil der Instinkt des Menschen, für ein Kleineres, Schwächeres zu sorgen, darin bestärkt und ermuntert wird, — warum dann nicht beim Jungen ebenso, der doch einmal ein Vater sein soll? Wenn Kinder miteinander „Mutter und Kind" spielen und auch ein Junge als Vater dabei ist, so kann man es immer wieder beobachten, daß seine einzige Tätigkeit darin besteht, die Kinder zu „verkloppen". Das ist dann natürlich sehr aufschlußreich über die Tätigkeit des eigenen Vaters. Nein, lieber Puppenvater, du kannst auch ruhig mal das Puppenkind an- und ausziehen, während die kleine Puppenmutter mit dem Körbchen auf Besorgungen geht und darfst es auch ruhig auf die Schultern nehmen und „hoppe-hoppe-Reiter" mit ihm machen, ohne deiner Würde Abbruch zu tun! Abgesehen von allen anderen Möglichkeiten, Arzt spielen, verbinden usw.

Wenn des Vaters Hauptverdienst am kleineren Kind das ist, daß er der stets bereite, stets verständnisvolle Mit-Spieler ist, — so beweist sich der Einfluß des Vaters doch so recht erst am größeren Kind. Wer muß zur Hilfe heran bei den Schulaufgaben? Wer findet das beruhigende, erlösende Wort, wenn die Mutter eine „verhauene" Arbeit gar zu tragisch nimmt? Wer findet die rechten, tröstenden und beruhigenden Worte für die Mutter, die sich aufreibt in ihrer Sorge um ein krankes Kind? Der Vater, immer der Vater. Die Mutter ist mit ihrem Kind so tief innerlich verbunden, wie es ein Vater niemals sein kann. Der gleiche Pulsschlag, der einmal Mutter und Kind geeint hat, gleiches Herzblut, das beide speiste, das ist etwas, das ein Leben lang nachwirkt. Das ist ein so festes Band, wie es kein anderes gibt. Aber dieses tief innerliche Verwurzeltsein, diese große einmalige Mutterliebe kann auch ihre Nachteile haben, wenn es die Aufzucht des Kindes gilt. Die Mutter neigt, aus übergroßer Liebe heraus, zu Uebertreibungen. Sie sorgt sich leicht zu sehr, sei es in einem Krankheitsfall oder auch, wo es sich um die Schule oder andere Dinge handelt. Diese Uebertreibungen können sich leicht für das Kind schädlich auswirken. Wie gut, daß der Vater da ist und mit seiner größeren Objektivität alles in das rechte Licht rückt. So wie die Mutter selber, wenn sie gar nicht mehr aus und ein weiß mit ihren Sorgen, zum Vater kommt, so auch das Kind. Der Vater, das ist der, der auch dann noch Rat und Ausweg weiß, wenn selbst die Mutter verzagt und hilflos ist.

Wirklich, cara amica, es tut mir leid, dir widersprechen zu müssen. Aber: der deutsche Vater ist schon recht!



Wenn das Fest verklingt...

Deutsche Weihnacht! — Das ist ein Begriff, der sich nicht mit Verstand bewältigen läßt. Ist Andacht, Gefühl . . . ist deutsch! — Der Heilige Abend ist vorüber, der erste Jubel verklungen. Stiller brennen die Kerzen an den folgenden Festtagen . . . noch genau so hell wie am Heiligen Abend, noch ebenso wachsduftend . . . und doch anders.

Die große und auch etwas laute Freude ist nun leiser geworden, die Ueberraschungen sind vorbei.

Still sitzt man und läßt Erlebtes nachklingen. Früher, als die Kinder noch klein waren — so denkt man zurück —, da war doch eigentlich alles noch viel schöner, viel lebendiger. Aber so wird es immer und überall sein — der echte, rechte Weihnachtsjubel, der alt und jung mitreißt, wird immer erst durch die Kinder ausgelöst. Durch die Kinder, solange sie eben noch Kinder sind.

Schon die ganze Vorweihnachtszeit . . . was war das für ein Fragen gewesen; was für eine Ungeduld! Was bekomme ich . . . und was ich . . . und wie schaut es aus . . .? Ja, hieß es dann wohl, es ist rund und auch eckig und oben lang und unten dünn . . . nun rate mal, mein Peter?

Und dann war das Christkind schon immer tagelang vorher durch das Zimmer gehuscht und hatte hier und dort ein paar Pfeffernüsse verloren . . . ja, so war das gewesen! Und die Jahre gehen dahin, aus den Kleinen werden die Großen. Aus den Kindern erwachsene Menschen.

Es ist ja bestimmt nicht so, daß nun der ganze Zauber der vorweihnachtlichen Freude und des eigentlichen Weihnachtsfestes ausgelöscht wäre . . . nein, so ist das nicht. Aber stiller ist es geworden, der laute Jubel, das kindliche Jauchzen bleiben aus. Vielleicht ist an die Stelle der kindlichen Fröhlichkeit Ernsteres und Innigeres getreten, Freundschaft der jungen Herzen zu den Eltern, Verbundenheit und gemeinsame Verantwortung für das Leben.

Und dennoch . . . wenn man so am Feiertag im stillen Winkel sitzt und in das leise Lichtgeflacker hineinsieht . . . dann kommt es doch so, daß man zurückblickt in vergangene Zeiten und jauchzenden Kinderjubel wieder aufklingen hört. Dann aber geht der Blick hinüber zu dem jungen Menschen, der im anderen Zimmer ernst bei seinem Buch sitzt . . . versponnen darin. Und vielleicht ist es, daß Mutterblick durch ganz tiefe Versunkenheit dringt . . . ein Aufblicken . . . ein freundliches Grüßen der Augen . . .

Und die Vergangenheit ist nicht mehr da . . . hier grüßt die Gegenwart.

Meta Brix

Aufnahmen: Ewald Welzel und Artur Floß



Georg Lornsen war ein sonderbarer Junge, nicht, daß er etwa ein Mucker gewesen wäre, oder sich da ausgeschlossen hätte, wo wirkliche Jungen auf den Plan traten, um die sich von Geschlecht zu Geschlecht vererbenden Jungendummheiten zu machen. Nein, das nicht; aber es lag sonst irgend etwas in seinem Wesen, das sich nicht näher beschreiben läßt. Seine Lehrer nannten es Verträumtheit, der Vater dagegen, der weniger zart war, — „Dusseligkeit". Und wohl nur seine engsten Freunde spürten mit jugendlichem Instinkt, daß irgend etwas vom Schicksal Vorbestimmtes um ihren Kameraden spielte. Der Junge konnte oft mitten in den Schulstunden, — er war ein sehr guter Schüler, — plötzlich mit nach innen gewandtem Blick dasitzen. Rief man ihn dann an, war es, als ob der Knabe aus einem tiefen Schlaf erwache. Es dauerte immer eine ganze Weile, bis er sich wieder gefunden hatte. Einer seiner Lehrer versuchte Georg tiefer in das Herz zu sehen. Er legte ihm eines Tages den Arm um die Schulter und fragte behutsam und klug nach dem ganzen Leben des Jungen. Doch er fand nichts, daß ihm das Rätsel um den Träumer gelöst hätte. Es haben auch hin und wieder andere Menschen versucht, — und es waren immer solche, die es gut mit ihm meinten, — zu erfahren, was im Innern des seltsamen Kindes vorging. Auch ihr Tun war vergeblich.

Nun lag der Winter über Friesland. Vom Meere her drang ein singender Ton weit bis in das Land hinein; Eisschollen schoben sich übereinander. Wenn hin und wieder einmal ein Dampfer in den kleinen Hafen, an dem das Haus der Eltern unseres Jungen lag, aufsuchen wollte, mußte er sich viele Stunden prustend und keuchend durch schweres Packeis zwängen. So wurde es denn immer stiller in der Hafenstadt am grauen Meer. Um diese Zeit war es, als zum erstenmal der Schularzt vor Georg Lornsen stand. Er sah ihm tief in die Augen und fragte dann den Klassenlehrer: „Was ist mit dem Jungen? Ich weiß nicht, ob ich recht sehe, mir scheint irgend etwas seelisch bei dem Kinde nicht zu stimmen." Sie haben dann noch lange gesprochen, der alte Klassenlehrer und der junge Arzt. Den Schlüssel jedoch zum Innern des Kindes aber auch nicht gefunden.

Die Tage gingen weiter dahin, die ersten Krokusse blühten bereits im alten Schloßgarten der Stadt, und von der Dampferfahrrinne zogen die Eisschollen dem Strom der Tiede folgend ins Meer hinaus. Da begann für die Jungen an der Wasserkante die Zeit des Schollenreitens. Von Scholle zu Scholle wird gesprungen. Man fährt dann ein Stückchen ins Meer hinaus bis dort, wo die Buhnen bis hart an die Fahrrinnen reichen. Ein schneller Sprung, und man steht wieder auf dem Buhnenkopf, während die Eisschollen in immer schnellerer Fahrt ins große Unbekannte eilen. Ein gefährliches Spiel, das diese Kühnen von der Wasserkante treiben. Sie haben aber alle so helle Augen, so tapfere Herzen und soviel Jugendkraft, daß man nur selten einmal von Unglücksfällen gehört hat. An dem Tage, von dem wir erzählen wollen, war ein wenig Schnee gefallen. Die einzelnen Schollen lagen dadurch fest wie zu einer einzigen Fläche vereint in der Fahrrinne. Noch war der Strom nicht in Fluß. Von der Schule her kamen drei Buben gelaufen. Die beiden Söhne des Zolleinnehmers waren es und Georg Lornsen. Sie sahen sich das Eis an. „Wir reiten!", meinte der eine. Georg sagte nichts. Sein Auge sah weit weit hinaus ins Meer, bis dahin, wo sich Himmel und Meer vereinten. „Komm!", sagte wieder der eine Junge und stieß ihn an, „die Schollen laufen schon." Ein kurzer Sprung, der Bube stand mitten auf einer großen Scholle. Sein Bruder und Georg stiegen langsam vom Ufer aus auf eine andere, und nun begannen die Schollen nach draußen zu wandern. Langsam nur, denn noch hatte der Strom seine Kraft nicht voll zum Spiel eingesetzt. Der Buhnenkopf war deshalb bald erreicht. Mit einem Satz waren die beiden Zolljungen von ihren Wasserpferden heruntergesprungen, Georg Lornson blieb stehen. Die Jungen schrieen laut auf: „Komm, Georg, komm! Spring, Georg, spring!" Der aber rührte sich nicht. Er hob nur ein wenig wie abwehrend die Arme oder als wenn er winken wollte, dann sah er wieder mit großen Augen vor sich auf das weite Meer. Er hat sich auch dann nicht mehr umgesehen, als die Scholle immer weiter und weiter mit ihm hinauszog. Nur einmal soll er, so erzählten die Buben, die Arme noch wieder ein wenig gehoben haben. Geschrieen aber hat er nicht. Das muß wohl so stimmen, wie die Knaben berichteten, denn als man Georg Lornsen nach langen Tagen fand, lag er an der kleinen Insel, nicht weit von seiner Vaterstadt entfernt, am Flachufer halbverdeckt durch Eisschollen, mit demselben verträumten Gesicht das er stets gehabt hatte, wenn seine Stunde gekommen war. Der junge Arzt strich dem toten Jungen ein paar mal leise über das Haar, als man ihn in sein Vaterhaus heimbrachte und sagte nur: „Jetzt weiß ich, was in ihm war. Hier lebte einer unter uns, — und wir wußten es nicht einmal —, der schon sein Schicksal ahnend und wissend vorausspürte. Das Tröstliche dabei aber mag sein, daß ihm die Gnade wurde, nicht ein ganzes Leben auf die Erfüllung dieses Schicksals warten zu müssen."

Ueber Georg Lornsons Grab ist längst das Gras gewachsen, aber immer um die Zeit, wenn die Schollenreiter ihr keckes Spiel treiben und die ersten Krokusse im alten Schloßgarten der Stadt blühen, muß ich denken an jenen Knaben, der sein Schicksal ahnte und doch, so jung er war, ganz still im Rufe seiner unentrinnbaren Bestimmung folgte.

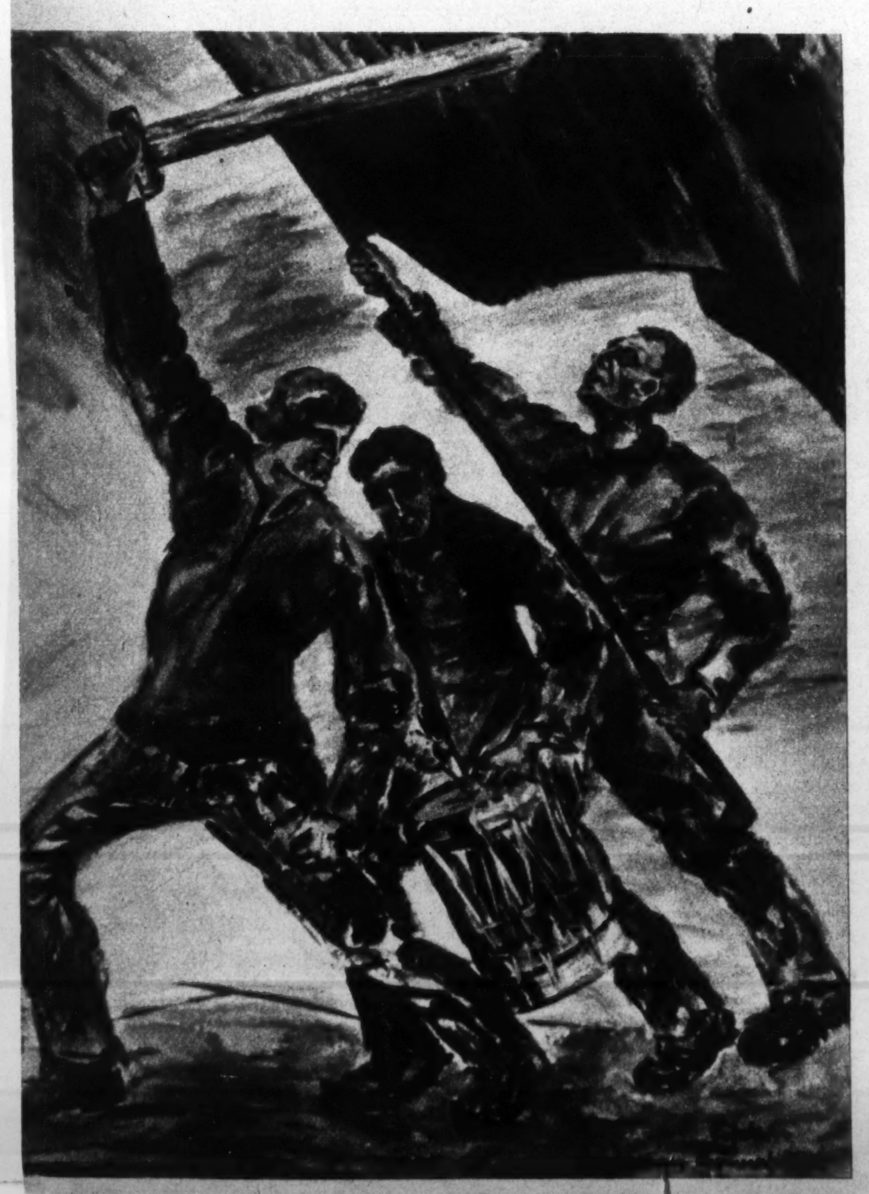
Volksgemeinschaf

5 Aufnahmen Werner Knackmuß

Eine Ausstellu
Wettbewerbs unter
Deutscher Schule

Ausstellungen, in denen Schülerarbeiten einem größeren Kreis von Betrachtern dargeboten werden, sind an sich nichts Neues. Auch der Gedanke eines Wettbewerbes unter Schülern und Schülerinnen auf den von ihnen gepflegten Arbeits- und Wissensgebieten hat schon des öfteren eine Verwirklichung gefunden. Was aber diese Ausstellung und den von ihr voraufgegangenen Wettbewerb besonders heraushebt, ist die Tatsache, daß wohl noch nie, seit es deutsche Schulen gibt, diese der Zahl nach in so erschöpfender Vollständigkeit der Ergebnisse ihres Leistungswillens zur Schau stellten und daß — zum andern — noch niemals der Leitgedanke, der heute als oberstes Gesetz der Arbeit in allen deutschen Schulen gilt, in so einprägsamer Form bekannt und zum Ausdruck gebracht wurde.

Diese Ausstellung, die am 26. November in der Stadthalle zu Berlin durch den Reichswalter des NS.-Lehrerbundes Gauleiter Wächtler eröffnet wurde, ist ein Spiegel der Gegenwart. Sie wäre noch vor wenigen Jahren unmöglich gewesen; denn erst unsere Zeit schuf die Begriffe „Volksgemeinschaft" — „Wehrgemeinschaft" und fügte sie bewußt als Hauptbestandteile in das Erziehungsprogramm für den deutschen Menschen ein. Daß heute schon nach so wenigen Jahren nationalsozialistischer Staatsführung und Jugenderziehung die Jugend in diesen Begriffen denken gelernt hat, ja, daß die Verankerung dieser Begriffe in dem Herzen der Jugendlichen schon so stark geworden ist, daß sie ihren Gestaltungswillen aus-





Wehrgemeinschaft

Erlebnis eines
r und Schülerinnen

n Martin Schumacher

löst, das lehrt die Ausstellung und macht sie zu einem Zeitdokument von überragender Bedeutung.

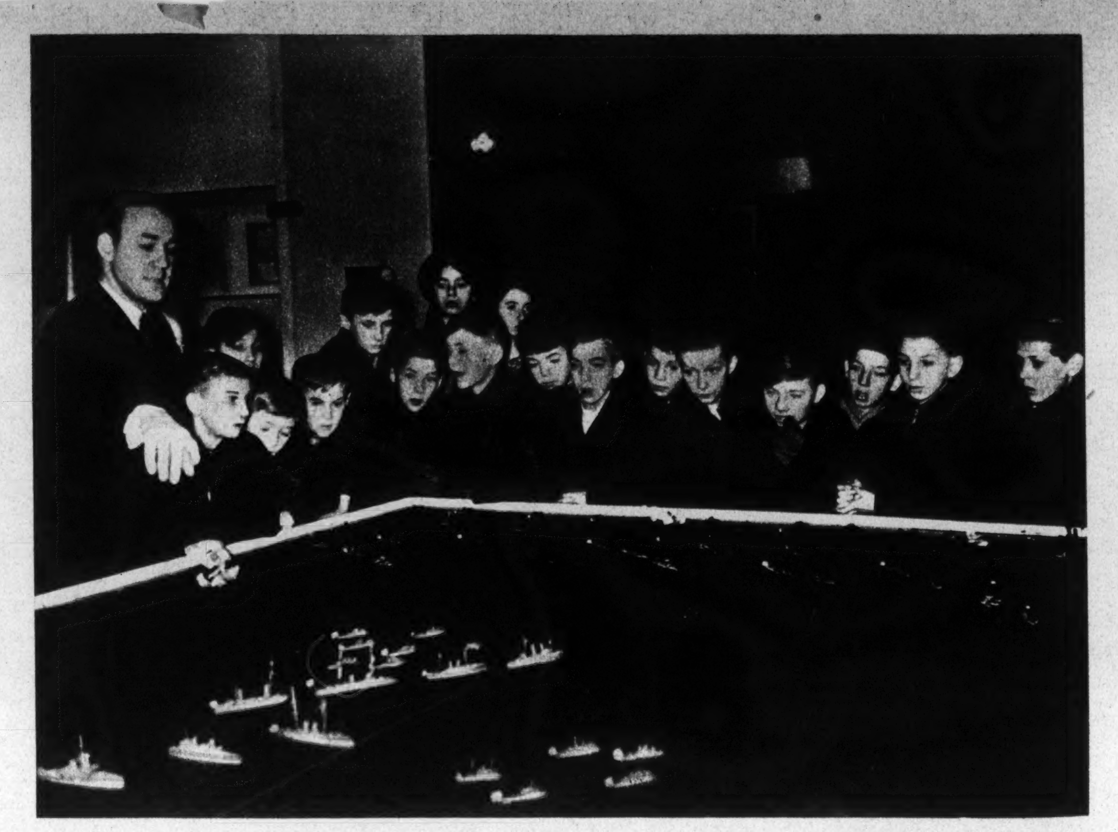
Die Schülerzeitschrift „Hilf mit" hatte der deutschen Schuljugend die Aufgabe gestellt, dem Gedanken der Volksgemeinschaft und Wehrgemeinschaft in ihr geeignet erscheinender und von ihr beherrschter oder doch wohl gewollter Form Ausdruck zu geben. „Über soldatische Eigenschaften sollt ihr nachdenken" und „alle Möglichkeiten zur Verteidigung des Landes überlegen" so lauteten u. a. im einzelnen die näheren Erläuterungen des Wettbewerbes.

Und das Ergebnis der Aufforderung? Tausende und aber Tausende von Sendungen trafen aus allen Gauen Deutschlands in Berlin ein: Bilder, Aufsätze, Modelle, Reliefs, sie alle hatten das Thema „Volksgemeinschaft — Wehrgemeinschaft" zum Vorwurf. Und es fiel den für die Ausstellung verantwortlichen Männern des NS.-Lehrerbundes wahrlich nicht leicht, aus der Fülle die Auswahl zu treffen, die einmal die Wucht und die konsequente Eindringlichkeit des einen Leitgedankens in tausend Varianten zeigt, ohne zum andern die klare Übersicht durch eine sinnverwirrende Reichhaltigkeit zu gefährden.

Gedichte, Aufrufe, Heimfeierprogramme, Zeichnungen, Gemälde und Plastiken, Reliefs von Schlachtfeldern, Modelle von Schiffen, Flugzeugen, Geschützen und Brücken, auch die Darstellungen eigener technischer Erfindungen zu dem Thema Landesverteidigung haben in der Ausstellung Platz gefunden. Es ist

1 Aufnahme Presse-Bild-Zentrale





Schuljugend bewundert, was Schuljugend schuf. Gespannt lauscht die Klasse der Schilderung ihres Lehrers über den Verlauf des berühmten Augenblickes der Schlacht am Skagerak am 31. Mai 1916, abends 8 Uhr 15, als Admiral Scheer den Befehl zum Angriff der Schlachtkreuzer und Torpedoboote gab. Dieser Massenangriff deutscher Schiffe gegen einen überlegenen Feind war von entscheidender Bedeutung

Aufnahme Atlantic-Photo

erstaunlich, in wie hohem Maße das Erlebnis des Weltkrieges in der heutigen Jugend, aus den Erzählungen der Väter und aus Schilderungen der Lehrer gewonnen, nachklingt. Sie sehen wirklich echt aus, diese Gräben- und Sappensysteme mit Unterständen, Drahtverhauen, Beobachtungsstellen und Geschützbettungen, die da einige Arbeitsgruppen aus Gips und ähnlichen Werkstoffen erstehen ließen. Und die bildliche Darstellung von Kampfszenen aus dem großen Kriege lassen es vergessen, daß ihre Schöpfer sie nur nacherlebten. Aber die Jugend schaut nicht nur bewundernd rückwärts. Klar erkennt sie die ihr und ihrer Zeit gestellten Gegenwartsaufgaben. Und so nimmt der Schutz der Heimat und in diesem Fragenkomplex wieder der Luftschutz in ihren Arbeiten eine deutliche Sonderstellung ein. Daß die aktive Landesverteidigung durch Flakgeschütz und Flugzeug hierbei seinerseits wieder mit einer besonderen Liebe behandelt wurde, braucht wohl kaum einer besonderen Erwähnung, ebenso daß der Wehrgedanke zur See mit all seiner Romantik im Herzen der Jugend einen großen Platz einnimmt und mit dem praktischen Blick und dem Können des technisch interessierten Bastlers und künftigen Ingenieurs — Hunderte von Schiffsmodellen aller Typen zeugen davon! — gestaltet wurde.

Es war zu erwarten, daß der an die deutsche Schuljugend erlassene Aufruf in erster Linie bei den Jungen einen Widerhall finden würde. Doch erblicken wir — da und dort eingestreut — unter den Ausstellern auch Mädchennamen. Nadel und Schere in Mädchenhänden schufen z. B. eine höchst beachtliche Schau alter und neuer Uniformen des deutschen Heeres.

Es scheint nahezu unbegreiflich, daß die wenigen Jahre der nationalsozialistischen Jugenderziehung das Wunder solch restloser Erfassung des Wehrgedankens und solch hingebender Begeisterung an diesen Gedanken in der deutschen Jugend vollbracht haben, wie es die Ausstellung in der Stadthalle zu Berlin bezeugt. Das Wunder hätte auch wohl nicht geschehen können, wenn nicht der Jugend der Wehrgedanke als heiliges Urvätererbe im Blute gelegen hätte. Wohl konnten Jahre der Ehrlosigkeit den ewigen Quell verstopfen und den Wehrstrom, der einst durch die deutschen Gaue floß, zum Versiegen bringen. Es brauchten aber nur die Quellen wieder angeschlagen zu werden, und mit der doppelten Kraft rücksichtlos aufgestauter Wogen ergießt sich von neuem der alte heilige Strom durch unser Vaterland. Ein geläuterter. Denn viele Schlacken und Hindernisse sind aus seinem Bett durch den neuen Staat und seine Gesetzgebung fortgeräumt worden — Vorurteile, Sonderrechte, Bindungen, Klassifizierungen —, und die neue Wehrgemeinschaft, wohl auf dem blutmäßigen Erbe aus Vätertagen erstanden, ist ohne den neuen Begriff der Volksgemeinschaft nicht mehr denkbar. Die Jugend sieht beide — auch das lehrt die Ausstellung — als untrennbare Einheit.

Welche hohe Bedeutung die deutsche Erzieherschaft und mit ihr die deutsche Schule dem Wehrgedanken beimißt, konnte nicht sinnfälliger zum Ausdruck gebracht werden, als durch die Tatsache, daß der Führer des NS.-Lehrerbundes, Gauleiter Wächtler, die diesem Gedanken gewidmete Ausstellung persönlich mit einer programmatischen Ansprache eröffnete. In ihr finden wir einen Satz, der, von einem Mann gesprochen, den Adolf Hitler auf den verantwortungsvollen Posten eines Reichswalters der großen deutschen Erzieherorganisation berief, als mehr denn eine bloße Tatsachenfeststellung zu werten ist: „Wenn Sie nachher durch den Ausstellungsraum gehen, die Ergebnisse dieses Wettbewerbs besichtigen und mit den Augen Ihrer eigenen Jugend in sich aufnehmen, dann werden Sie zu der Überzeugung kommen, daß die deutsche Jugend die unsere ist."

Ein alter Herr, den ich in der Ausstellung traf, und den, wie es den Anschein hatte, der reine Zufall in die Halle geführt hatte, suchte seiner Begeisterung über das Geschaute mir gegenüber Ausdruck zu geben und fand doch nur den Satz: „Lieb' Vaterland, magst ruhig sein . . ." Ich vermochte dem nichts hinzuzufügen.

Rute neben dem Zuckerbrot

von O. S. Foerster

Der Sonnabend ist ein böser Tag für den kleinen Klaus. An diesem Tage kommt der Vater nämlich schon mittags heim, und am Nachmittag erteilt er seinem Sohn „Nachhilfestunden."

Dieser Nachhilfeunterricht spielt sich gewöhnlich so ab: Der Vater stellt Klaus eine Rechenaufgabe. Klaus ist ein sehr langsamer Rechner. Er stellt des Vaters Geduld auf eine harte Probe. Da der Vater aber drängt, rechnet Klaus falsch. Und nach einem Dutzend falscher Lösungen verliert der Vater, dessen Nerven nach einer Woche anstrengender Büroarbeit keineswegs auf der Höhe sind, die Geduld. Jäh steigt die Wut über die „Dummheit" seines Sohnes in ihm hoch, seine Hand „gleitet aus", und der Nachhilfeunterricht endet im väterlichen Schimpfen und im Schmerzensgeschrei des Sohnes.

Wieviel „Tachteln", „Maulschellen" und andere Körperstrafen werden aus ähnlichem Anlaß ausgeteilt! Wie wenige Eltern aber machen sich Gedanken darüber, daß diese Erziehungsmittel meist völlig unangebracht sind und verhängnisvoll wirken können . . .!

Die Strafe hat unzweifelhaft ihren Sinn und ihre Berechtigung in der Kindererziehung. Aber es kommt darauf an, *wann* und *wie* man Kinder straft. Klaus erhielt seine Prügel für seine „Dummheit". Vielleicht ist er wirklich ein Junge, der in seiner geistigen Entwicklung ein wenig zurückblieb und den Anforderungen der Bildung nicht im gleichen Maße gewachsen ist wie seine Mitschüler. Aber — kann man durch eine Strafe diesen Entwicklungsrückstand wieder ausgleichen? *Kann man „Dummheit" durch Prügel beheben?*

Klaus' Vater erreicht durch die Strafe genau das Gegenteil von dem, was er vielleicht erstrebt. Ein geistig langsames und irgendwie behindertes Kind braucht Ermunterung, Anregung seiner Willenskraft, Hinführung zu eigenem Kraftgefühl. Strafen aber machen es verzagt und schwach und ertöten den letzten Willen zum geistigen Aufstieg in ihm.

Und dann *die Art*, wie Klaus von seinem Vater gestraft wird! Gewiß, wer sein Kind straft, wird kein freundliches Gesicht dabei machen. Dennoch muß sich der Vater so weit selbst beherrschen können, daß er nicht in heller Wut und in erregtem Jähzorn die Hand erhebt. Dadurch entfremdet er sich seinem Kinde. Klaus sieht in seinem Vater nicht mehr einen Freund, sondern einen Feind, und er zittert vor den Stunden am Sonnabendnachmittag. Ein großer Erzieher hat einmal eine weise Lehre erteilt, die alle Eltern beachten sollten. Er sagte: „Ehe ich meinen Sohn strafe, lasse ich ein paar Minuten dahingehen; denn Zorn und Aerger verdunkeln Klarheit und Gerechtigkeit." *Gerecht strafen!* Das nimmt der Strafe ihre innere Feindseligkeit. Kinder haben ein sehr feines Gefühl dafür, ob eine Strafe gerecht ist oder nicht. Ich erinnere mich aus meiner Schulzeit an einen Lehrer (er war es übrigens nur im Nebenberuf), der mir eine Ohrfeige gab, weil er glaubte, ich hätte seinen Spitznamen an die Tafel geschrieben. Er tat es auf den bloßen Verdacht hin, ohne nachzuprüfen, ob ich es wirklich gewesen war. Und als sich herausstellte, daß der Täter ein anderer war, verlor er kein Wort über meine zu Unrecht erhaltene Strafe. Ungerechte Strafen wecken Haß gegen den Strafenden und zerstören das Vertrauensverhältnis zwischen Erzieher und Kind. Muß es überhaupt immer eine Ohrfeige sein, ein Schlag mit der Rute oder der Gebrauch eines anderen „Erziehungsinstrumentes", die gegen faule, ungehorsame und trotzige Kinder ins Feld geführt werden? Schleiermachers Wort, daß die *Prügelstrafe* „eine abnehmende Größe in der Erziehung werden müsse", ist eine ernste Mahnung, die niemand überhören sollte. Der Berufserzieher kennt manches Kind, das verängstigt und mutlos wurde, weil die Eltern in übermäßiger Strenge das geringste Vergehen mit Prügeln ahndeten. Aber es ereignet sich mitunter auch das Umgekehrte: Es gibt Kinder, bei denen leichtere Strafen versagen, weil ihre Eltern sie frühzeitig daran gewöhnten, *nur unter Prügeln gehorsam zu sein*. Dauernde Angst vor Strafe hinterläßt manchmal für das ganze Leben eine Stimmung der Unsicherheit und einen Mangel an Selbständigkeit.

Es ist auch ein Unterschied zwischen einer freundschaftlichen Tachtel und einer harten Tracht Prügel. Bei gewissen *moralischen Vergehen* ist die letztere manchmal durchaus notwendig. Als Herr Müller seinen zehnjährigen Fritz dabei antraf, wie er mit einem Strohhalm einen Frosch aufblies und so zu Tode quälte, verabreichte er ihm mit Recht ein paar sehr handfeste Stockschläge. Denn der Vater hatte seinem Sohn nicht lange vorher bei ähnlichem Anlaß ins Gewissen geredet, und Fritz ist verständig genug, um zu begreifen, daß Tierquälerei Strafe verdient. In diesem Falle hatte die Strafe den Sinn, den Jungen für künftige Zeiten vor ähnlicher Grausamkeit abzuschrecken und eine *Schranke in seinem Gewissen* aufzurichten: Wer Tiere quält, begeht etwas Schlechtes und Strafwürdiges!

Auch in der frühen Kindheit ist ein Klaps manchmal sehr angebracht. Das *Kleinkind*, an dessen Verstand man sich noch nicht wenden kann, maß dazu geführt werden, daß es gewisse gefährliche oder verbotene Handlungen vermeidet. Wenn die kleine Hella immer wieder nach den Streichhölzern greift, wird so ein Klaps von Mutterhand es belehren müssen, daß Streichhölzer nichts für Kinder sind.

Jede Strafe aber, die erzieherisch wirken soll, muß sich an das *kindliche Verstehen* wenden. Das Kind muß einsehen, daß die Strafe notwendigerweise auf die begangene Tat folgen muß. Hinterher jedoch ist die Geschichte erledigt. Falsch macht es da Dieters Vater. Vor ein paar Wochen kletterte Dieter auf den Kirschbaum in Nachbars Garten. Der Vater bestrafte ihn, und Dieter verspürte kein Verlangen mehr nach anderer Leute Kirschen. Damit hatte die Strafe ihren Zweck erreicht. Aber Dieters Vater gab sich nicht zufrieden. *Er trug Dieter die Sache wochenlang nach*, gönnte ihm kein gutes Wort, nannte ihn „Kirschendieb" und wärmte die Geschichte immer wieder auf. Diese Strafe ohne Ende empfand Dieter als ungerecht — und wir pflichten ihm darin bei. Nachtragen gefährdet das Vertrauen zwischen Eltern und Kind.

Noch ein Wort über die „*natürliche Strafe*". Sie erreicht manchmal mehr als die Rute. Gerhard ist faul gewesen und bringt eine ungenügende Klassenarbeit heim. Prügel helfen da nicht viel. Aber daß er am Nachmittag zu Hause bleiben und die Fehler ein paarmal verbessern muß, das wirkt Wunder. Besonders, wenn die Kameraden vergeblich an die Wohnungstür pochen und ihn zum

Spielen abholen wollen! Besser als die Rute ist auch der Appell an das Ehrgefühl. Die neunjährige Grete hat das Glück, Eltern zu haben, die im Strafen wahre Geizhälse sind. Sie haben Grete zu dem Bewußtsein geführt, daß das Strafen etwas ist, das den Eltern wehtut und ihr selbst Schande macht. Wenn Grete aber wirklich doch einmal mit einem ernsten, tadelnden Wort und einem traurigen oder ärgerlichen Blick der Eltern bedacht wird, so wirkt das auf sie stärker, als eine Tracht Prügel auf ein an die Rute gewöhntes Kind. Ein starkes Scham- und Schuldgefühl wird dann in ihr wach. Wenn Eltern ihre Kinder strafen müssen, dann ist das eine Sache, die eben nur Eltern und Kinder angehen. Jede Strafe wird vom Kinde doppelt hart empfunden, wenn fremde Erwachsene dabei sind. Sinnlos wird die Strafe auch, wenn sie lange nach begangener Tat eintritt. Kurts Vater z. B. erfuhr, daß sein Sohn vor einer Woche in der Schule nachbleiben mußte. Im Aerger darüber ließ er ihn zwei Nachmittage nicht zum Spielen auf den Hof. Und Kurts Vertrauen auf des Vaters Gerechtigkeit wankte: Ich bin doch schon durch das Nachbleiben bestraft! Und jetzt, nach einer Woche, muß ich nochmal im Zimmer bleiben, weil ich damals bestraft wurde...?

Ich kenne Leute, die sagen: Mein Vater hat mir, als ich ein Junge war, jeden Tag Prügel gegeben, und ich bin gerade dadurch ein tüchtiger Kerl geworden! Nun, wir können nicht wissen, welchen Anteil die Prügel und welchen Anteil die formenden Kräfte des Lebens an solchen Erfolgen hatten. Soviel aber ist sicher: Je sparsamer wir mit dem Strafen sind, je seltener wir die Prügelstrafe als das schärfste Erziehungsmittel verwenden und je mehr wir das kindliche Ehr und Pflichtgefühl wecken, umso länger werden wir das schöne, innige und natürliche Vertrauensverhältnis zwischen uns und den Kindern erhalten können, und umso besser dienen wir der Heranbildung froher, starker und verantwortungsbewußter Menschen.

Was sich so verbirgt!



Mit Aufnahmen von Ursula Scherz

Man sollte gar nicht glauben, an was für Orten man oft die wunderlichsten Dinge findet. Immer dort, wo man sie nicht vermutet und wo sie nicht hingehören. Noch erstaunlichere Dinge kann man erleben, wenn man einmal unter altem Gerümpel herum stöbert, oder in Ecken guckt, in die man sonst keinen Blick wirft. Natürlich sind es meist Dinge, die für unnütz betrachtet werden und an deren Aufbewahrung und Erhaltung uns nichts mehr lag. Wer hat aber nicht schon die Erfahrung gemacht, daß plötzlich neue Erkenntnisse auftauchen, die nutzloses wieder nützlich erscheinen ließen, wertloses wertvoll machten und verbrauchtes zu neuem Gebrauch befähigten. So ist es in unsern Tagen geschehen, wo uns die Augen geöffnet wurden für so viel wichtiges, über das wir bisher hinweg sahen. Die ganze Jugend ist in Bewegung gesetzt worden, um das nun wiederauf- und einzusammeln, was wir unbedacht weggeworfen haben. Was sollten wir auch mit alten Flaschenkapseln anfangen? Was mit dem Gold- und Silberpapier, in das wir die Näschereien gehüllt fanden? Zinntuben und Metallkapseln wurden so oft zu einer Plage; wir waren froh daß sie verschwunden

waren. Daß damit eine unverantwortliche Materialverschwendung stattfand, kam uns gar nicht zum Bewußtsein. Jetzt kommen Georg und Grete triumphierend und halten uns unsere Sünden vor. „Aber Mutti", fragt eine empörte Stimme, „warum hast du denn alle Blechbüchsen in den Keller geworfen?" Georg erhebt Widerspruch, daß Vater die silbernen Papiereinlagen mit den Zigarettenschachteln in den Papierkorb wirft. Die Kinder fühlen sich jetzt alle stolz als Edelschrotsammler. Sie ziehen auf Entdeckungsreisen aus und organisieren Suchkolonnen. Vater schimpft natürlich, wenn plötzlich ganze Haufen von ungeordnetem Material in der Wohnung auftauchen. Aber Mutter hat schon einen Ausweg gefunden. Sie hat den Kindern alte Kartons gegeben, die sie sich

Oben: Die Kiste hat ihren Platz bekommen

★

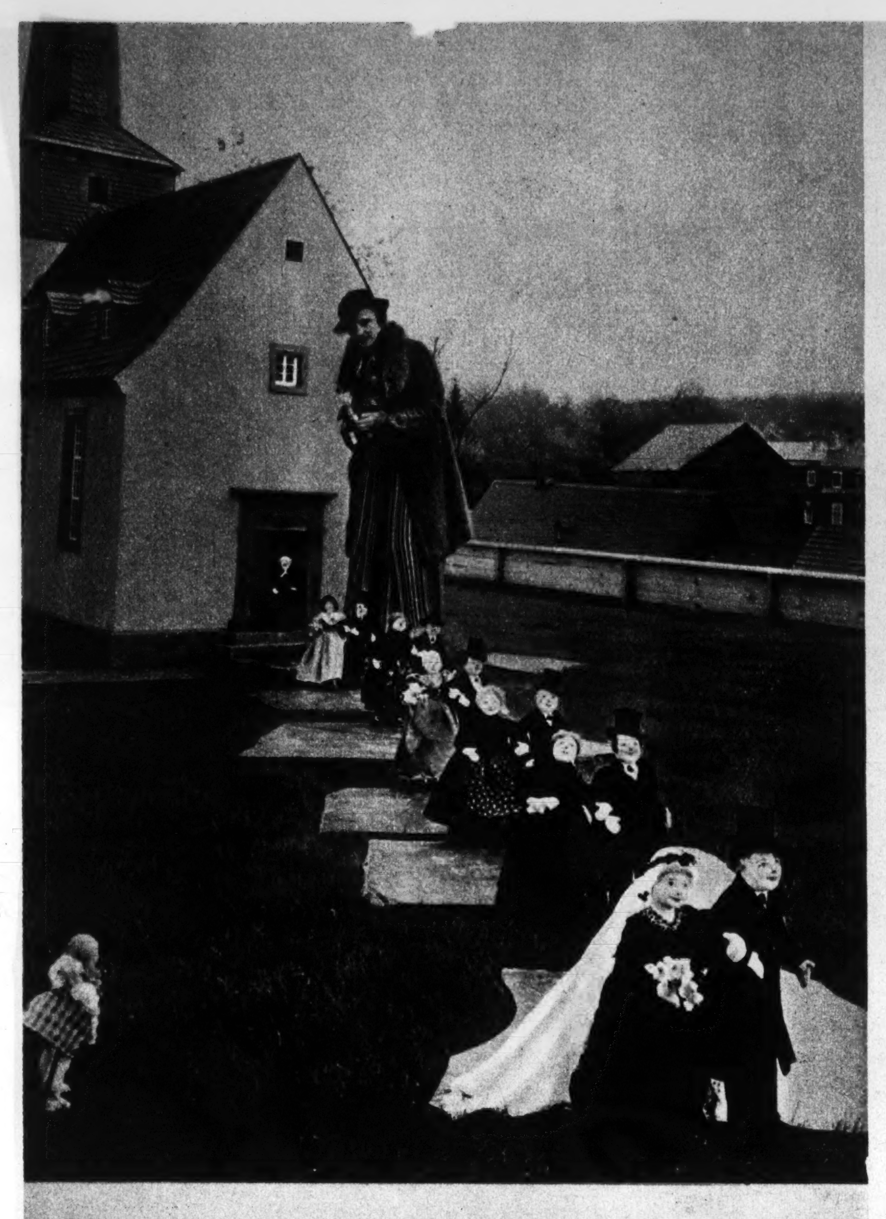
Ordnung muß sein



zu Sammelbehältern zurecht machen sollen. Vater hat einige Zigarrenkisten für besondere Zwecke zur Verfügung gestellt. Nun sind die Kinder mit Eifer dabei, sich ihre Kästen auszustatten. Grete hat ihren mit Buntpapier beklebt, und ihm sogar einen Namen gegeben. Er heißt „Fülle mich". Er sieht so schön aus, daß Mutter sogar gestattet hat, ihn im Vorzimmer am Spiegel aufzustellen. Dieser Kasten hat schon oft ernste Gespräche hervorgerufen. Wenn sich Besucher wundern, erklärt ihnen nämlich Vater, was da wichtiges vor sich geht.

„Das sind kleine Auferstehungen toter Dinge", hat Vater gesagt, „die zu neuem Leben erwachen. Er ist nicht nur schön, ihnen dazu zu verhelfen, es ist auch sehr nützlich. Sie kommen nicht nur damit wieder in die Ordnung und in den Ablauf unserer Umgebung hinein, sie schaffen auch neue Arbeit und neues Entstehen, kommen wieder in Gebrauch und werden aufs neue Nutzgegenstände. Wir sollten unsere Augen für all diese Vorgänge immer offen halten, sie sind sehr lehrreich und nicht nur für Kinder." Dann hat er einen lächelnden Blick auf Georg geworfen, der heftig mit dem Kopfe nickt.

Mutter aber gibt Grete einen neuen Wink: In ihrer Knopfschachtel liegen noch viele Metall- und Messingknöpfe, die heute niemand mehr trägt. Da gibt es wieder etwas zu sammeln.







Lumpenpuppen –

Von Eva Schramm

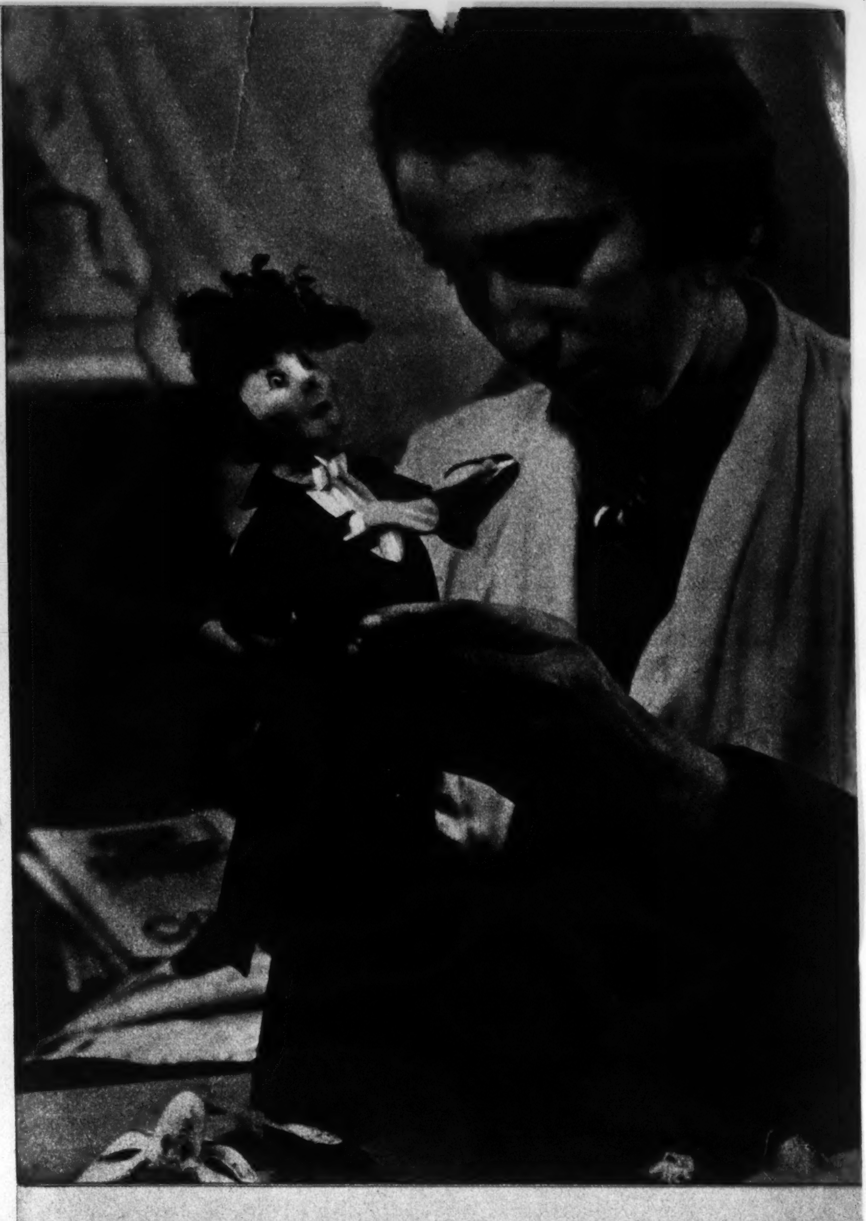
Es war im Winter 1916, kurz vor Weihnachten. Mutter zerbrach sich den Kopf darüber, wie sie uns vier Kinder — zwei Buben und zwei Mädel — so beschenken könnte, daß wir in dieser trostlosen Zeit auch wieder einmal eine große Freude erlebten. Für die Buben war bald Rat geschaffen, die kriegten eine schöne, große Eisenbahn mit vielen Wagen, aus alten Kisten gezimmert. Aber die Mädels? Zweimal schon an Kriegsweihnachten hatte Mutter die Püppchen neu angezogen, aber nun waren sie doch schon recht unansehnlich, und besonders Dorle, die Jüngste, wünschte sich so sehr ein neues Püppchen. Was tun?

Einmal saß Mutter abends wieder mit mir, ihrer Aeltesten, zusammen und flickte die zerrissenen Bubenhosen. So gut es ging, half ich ihr und suchte die passenden Stoffreste aus der Flickenkiste zusammen. Das machte immer einen Heidenspaß, so in der unergründlich tiefen Kiste herumzuwühlen, die bis oben voll war mit schwarzen, weißen und bunten Flecken aus Wollstoff, Leinen, Seide; glatt, gemustert, gestreift — es war alles da. — Plötzlich sah die Mutter mit sonderbar abwesendem Blick auf die Flickenkiste und sagte aus einem Nachdenken heraus: „Weißt Du was, wir machen dem Dorle eine Lumpenpuppe!" — „Eine Lumpenpuppe? Aus den alten Flicken hier? Aber Mutti!!" — „Wirst es ja sehen, Mädel!"

Ach, es wurde das seltsamste Püppchen, aber auch das geliebteste, das man sich denken kann. Klein-Dorle liebte es über alle Maßen und wachte eifersüchtig darüber, daß niemand außer ihr mit ihrem „Anne-Jettchen" spielte.

Wie das Anne-Jettchen wurde? Nun, wir nahmen für das Körperchen, für Arme und Beine, helle Stoffreste, nähten sie sorgfältig zusammen, stopften alles mit Lumpen aus und stickten mit Wolleresten Augen, Nase und Mund in das „Gesicht" ein. Ein hübsches Puppenkleidchen verdeckte barmherzig alle Mängel, und eine kleine Zipfelmütze ließ nicht ahnen, daß Anne-





Lieblingspuppen

6 Aufnahmen: H. Koch (Mauritius)

Jettchen trotz ihrer Jugend ein Glatzköpfchen hatte. Nein, eine Schönheit war unser Lumpenpüppchen nicht. Aber Kriegskinder sind bescheiden, und so fuhr das Dorle im Frühjahr ihr Anne-Jettchen so stolz spazieren, als läge die schönste und kostbarste „Staatspuppe" im Puppenwagen. —

In ihrem autobiographischen Roman „Vanadis" beschreibt Isolde Kurz, mit welch abgöttischer Liebe die kleine Vanadis an „Lumbella", dem Lumpenpüppchen, hing, und daß es ihr erster wirklicher Schmerz war, als die Brüder ihre Lumbella verbrannten.

*

Nun lebt da in Sonneberg eine Kunstgewerblerin, Frau Irmgard Reumann, die den reizvollen und romantischen Zauber der Lumpenpüppchen mit feinem Verständnis erkannte und sich ganz ihrer Herstellung widmete. Unter ihren geschickten Händen entstehen kleine Kunstwerke, die mit den primitivsten Lumpenpüppchen nur noch das Material gemeinsam haben: alte Flicken und Stoffreste. Unsere Bilder veranschaulichen besser als viele Worte, mit wieviel Liebe und Einfühlungsvermögen die Künstlerin ihre kleine „Lumpenbande" gestaltet. Kein Püppchen ist wie das andere, jedes hat eine „persönliche Note". Da gibt es die derb-humorvollen Bauernburschen und -mädels, z. T. in getreu nachgebildeter Bauerntracht, ein kohlrabenschwarzer Mohrenjunge scheint direkt aus einem „Tausend-und-eine-Nacht"-Märchen entstiegen zu sein, und hier können wir gar die lebensnahe Gestalt eines Dirigenten bewundern, der mit angespanntem Gesicht und der typischen Arm- und Handhaltung gerade sein „piano! pianissimo!!" dem Orchester zuzuflüstern scheint. Kritisch beschaut sich ein grünbunter „Lumpenpapagei" die Arbeit der Künstlerin, die eben den letzten Stich an den Frackschößen eines Clowns macht, der uns mit seiner pfiffig-dummen Maske zum lachen bringt.



Ja, es ist eine lustig-bunte und höchst ehrbare Gesellschaft, diese Lumpenbande, die sich in der Werkstatt Frau Reumanns ein Stelldichein gibt.

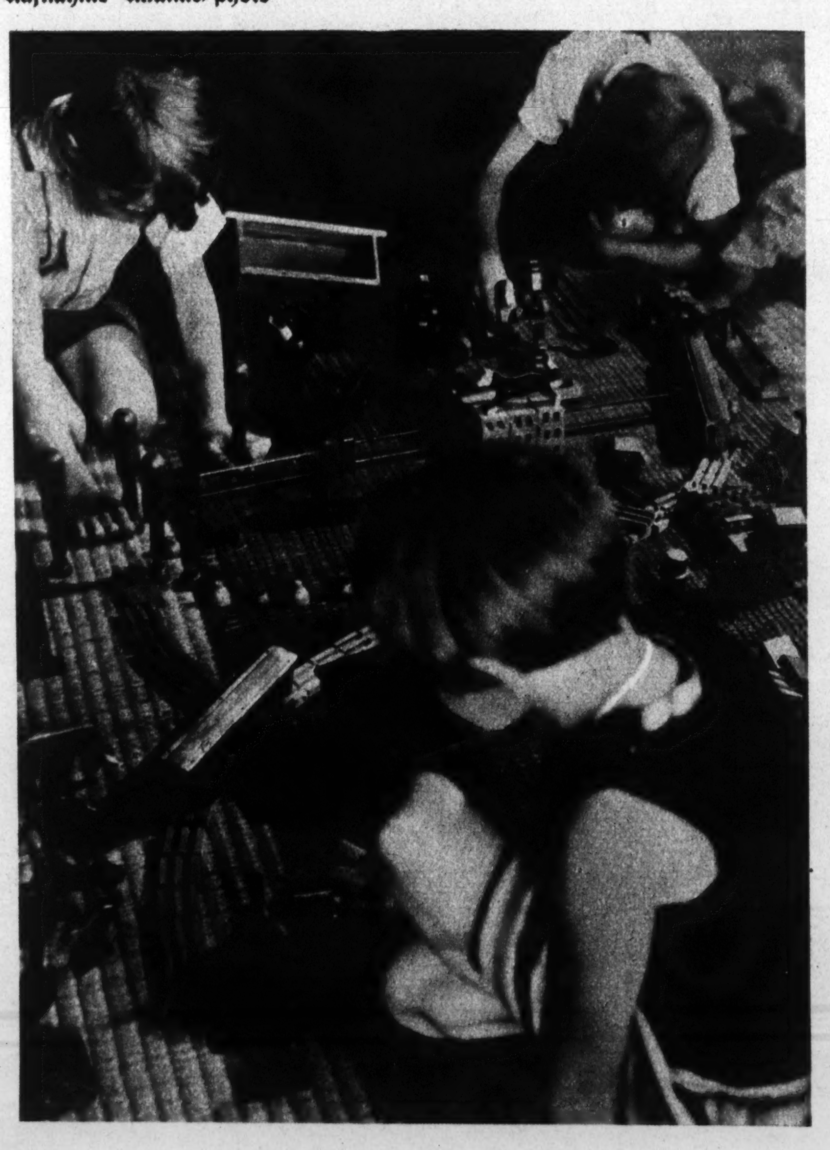
Natürlich spielt die Tochter der Künstlerin nur mit von Mutter geschaffenen Puppen, und darum dürfte sie gewiß von vielen kleinen Puppenmüttern beneidet werden.

Auf einer Ausstellung in Thüringen wurde ein kleines Musterdorf gezeigt, dessen „Einwohner" von Frau Reumann zur Verfügung gestellt wurden. Aus einer 2 Meter hohen Kirche kommt gerade gemessenen Schritts ein Brautzug. Braut und Bräutigam mit feierlichen Gesichtern, mit zufriedenen Brautvater und Brautmutter, und hinter ihnen die zierlichen Brautjungfern mit ihren „Kränzelherren". Dem Pfarrer ganz zuletzt, der eben die Kirchenportale geschlossen hat, steht noch ein Lächeln im Gesicht vor Freude über das wohlgeratene Brautpaar. — Und da ist Erntefest im Gasthaus „Zur Tanne"! Hei, wie fröhlich schwenkt da der Hans seine hübsche Grete über den Tanzboden, wie flattern die blonden Zöpfe — ach es ist eine Freude, auf der Welt zu sein, jung und gesund zu sein! Der Erntekranz mit seinen bunten Bändern erinnert stets von neuem daran, daß man sich Tanz und Gesang und Frohsein verdient hat, denn man hat sich wacker darangehalten, um die Ernte sicher unters Dach zu bringen. — Schaut, wie der eine von den eben dahergekommenen Tippelbrüdern auf den Landjäger einredet und um Quartier und einen Batzen Zehrgeld bittet, derweilen der andere fröhlich schmunzelnd auf das laute Treiben der ausgelassenen Dorfjugend blickt! Gleich wird er die Kapelle um ihren guten Trunk beneiden, aber in der allgemeinen Erntedankfreude gibt's auch für die beiden von der Landstraße einen ordentlichen Krug Bier, meint Ihr nicht auch?

Johannes Otto:

Das Kind im Manne ...

Aufnahme Atlantic-Photo



Und so soll es gewesen sein: „Der Weihnachtsmann brachte dem Jungen eine Eisenbahn, doch Bubi darf nicht mit ihr spielen, wenigstens nicht so, wie er es möchte. Vati hat sie mit Beschlag belegt und spielt mit ihr. Und Bubi darf zuschauen oder allenfalls einmal Weichenstellerdienst tun oder Schaffnerdienst. Bahnhofsvorsteher und Lokomotivführer ist Vati."

Ja, so war es und ist es! Allenthalben sieht man in den Häusern, in denen der Weihnachtsmann irgendein kompliziertes Spielzeug abgab, die Herren Väter, ganz ihrer sonstigen Würde entkleidet, auf dem Fußboden, auf oder neben dem Teppich liegen (je nachdem, wie die Hausfrau es gestattet) und — spielen. Allerdings wird in den meisten Fällen dem Besitzer des Spielzeuges wohl doch etwas mehr Recht eingeräumt, als es nach dem obigen Bericht den Anschein hat. Wo der Vati allzusehr Regie führt oder doch wenigstens Regie führen zu müssen glaubt, da stimmt etwas mit dem Spielzeug nicht. Da ist es entweder „verfrüht", da ist der Beschenkte noch zu jung und zu unreif für dieses Geschenk (Bubi hatte es sich doch aber gewünscht!) oder aber es ist zu kostbar, und der Vater glaubt um des materiellen Wertes willen, der zu dem Wirtschaftsrahmen der Familie in gar keinem Verhältnis steht (aber, was tut man nicht für das Kind?!), ein wachsames Auge auf das kostbare Stück haben zu müssen.

Die Teermänner sind da!

Von Anton Burger

Von solchen Dingen, von dem verfrühten und dem zu üppigen Spielzeug, ist auf diesen Blättern schon des öfteren die Rede gewesen. Auch von der Gefahr für das Kind, die in ihnen liegt. Darum lassen wir diese Fragen einmal unberührt und wenden unsere Aufmerksamkeit dem rührenden Bilde auf dem Fußboden, dem spielenden Vater und dem (je nachdem!) auch oder mitspielenden Jungen zu. Mutti tut das auch. Sie schaut ein wenig verklärt auf ihre beiden Jungen, auf den großen, dem schon seit langem die unvermeidliche Zigarre ausgegangen ist, ohne daß er es merkte und der seine sonst so gern zur Schau getragene hausherrliche Würde so ganz und gar abgestreift hat, und auf den kleinen, der voller Spannung den weisen Erläuterungen seines großen Spielkameraden lauscht.

Ein Freund des Hauses platzt in dieses Familienidyll hinein. Onkel Fritz nennt ihn Bubi, und er hat ihn gern, weil der Onkel immer so schöne Geschichten erzählt, ein moderner und belesener Mann, der für jede Lebenslage ein Zitat aus den Klassikern weiß und ihm fällt natürlich bei dem Anblick, der sich ihm bietet, sofort das bekannte Wort von dem „Kind im Manne, das spielen will" ein, und er deklamiert es mit komischem Pathos.

Doch hier irrt Onkel Fritz. Das, was sich hier vor seinen Augen abspielt, deckt sich nicht mit dem Inhalt jenes Wortes, das tiefer verstanden sein will. Hier zeigt sich bei „Vati" nicht das Kind im Manne, sondern nur der Vater, der aus reinem Gefühl heraus zum Kameraden seines Jungen wird, zum ersten Mal vielleicht von diesem auch so verstanden. Daß in ihm die Spiellust in weit höherem Maße deutlich wird, als es seine Aufgabe als Mitspieler oder Anweiser erfordert, das liegt am Objekt; denn so ein mechanisches Spielzeug regt ja jeden halbwegs technisch interessierten Menschen an, auszuprobieren, zu gestalten und zu erforschen.

Selige, heilige Stunde, da der Vater so zum Kameraden seines Jungen wird, fast selbst zum Kind verstehenden Kind; selige, heilige Stunde, da die Mutter ihr Kind auf dem Schoß sich einspinnen läßt in den Zauber einer Märchenstunde, in der sie fast selbst an das Märchen glaubt. Heilige, trauliche Stunde, da die Dämmerung über die Gefilde geht, da Vater und Mutter, ganz losgelöst vom Tage und seinen Aufgaben, mit ihren Kindern den kommenden Abend erleben. Nie waren sich aller Herzen so nah und nie fühlten so „Kind" mit ihren Kindern wie in dieser Stunde, da sich Tag und Nacht begegnen. —

Onkel Fritz ist gern zum Abendbrot bei

Ottokar Merten brachte die Neuigkeit mit zur Schule. Ottokar kam ganze zehn Minuten zu spät in die Klasse und, o Wunder, er ertrug die ihm dargereichten „Brenner" mit einer Gelassenheit, die uns erschütterte. War es doch sonst üblich, vor dem alten Kubsch schreckliche Angstschreie auszustoßen, eine Taktik, die sein gutes Herz unfehlbar erweichte. Und Ottokar verstand die Kunst meisterlich, diese schrillen Schreie in schmerzvolles Wimmern abklingen zu lassen. Unserm Kubsch stand dann der Schweiß auf der Stirne, und er bekam es fertig, diesen hartnäckigsten aller Schulsünder kurz nach erfolgter Züchtigung in ein so liebevoll väterliches Gebet zu nehmen, daß es einen Stein erbarmt hätte — nur uns Jungen leider nicht!

Ottokar ging also mit unerhörter Haltung an seinen Platz. Wir spähten angespannt zu ihm herüber. Kubsch aber, der heute als besondere Freundlichkeit eine seiner aufregenden Geschichten darbot, in denen sibirische Gefangene tollste Dinge vollführten, um sich endlich auf abenteuerliche Art zu befreien, Kubsch, unser guter alter Lehrer, fand heute kein Gehör.

Und sieh — was hält Ottokar in der Linken? Er drückt, knetet und knebelt daran herum, legt das Etwas auch wohl einmal fort und schnüffelt behaglich genießerisch an seinen schwarzen Pfoten. Was ist's nur? Unsere Spannung wächst von Minute zu Minute. Was hat er mitgebracht, der Tausendkerl, der immer etwas Neues auszuhecken und immer wieder für Jungen Reizvolles zu entdecken verstand?

Schließlich reicht er eine dunkle Sache weiter. Der Nachbar nimmt teil an seiner stillen, lustvollen Beschäftigung und knetet mit. Bald ist es herum.

Ottokar hat Teer!

Die Teermänner sind da. In der ersten Pause verteilt er mit der Sorgfalt eines Apothekers kleinste Dosen seines Schatzes an getreue, kampferprobte Gesellen. Die andern müssen zusehen und warten, bis der Unterricht vorbei ist. Aber dann! Dann werden sie es schon herauskriegen, wo die Teermänner arbeiten.

Unsere Lehrer werden nicht sehr fruchtbare Stunden erlebt haben, und mancher mag zerschlagen und mißmutig heimgegangen sein, der morgens mit hundert pädagogischen Vorsätzen die Schule betrat. Wir aber hatten unseren großen Tag!

Giese, der in der Seestraße wohnte, brachte am Nachmittag bei unserer täglichen Zusammenkunft auf dem „Exer", einem mitten in der Stadt gelegenen Uebungsplatz unserer Truppen, die Nachricht mit, und eine entfesselte Knabenschar raste unter mehr oder minder geschickter Ausnutzung des belebten Bürgersteiges durch die Straßen, um die Teermänner zu besichtigen.

Da waren sie. Da rauchte und qualmte auch der Ofen mit seinem ulkigen Schornstein, der so an die erste Eisenbahn erinnerte, und die herrlichen, ein wenig atemberaubenden Düfte erfüllten die

ganze Straße. Wir hielten uns zunächst in respektvoller Entfernung und schauten zu, wie der eine der Männer mit seiner großen Füllkelle arbeitete und die schwarze, zähe Flüssigkeit in die Kannen goß. Da lief auch breitbeinig und ein bißchen steif der andere. Aus seiner Kanne platscherte ein feiner, wohlgezielter Strahl in die Fugen unseres Wiener Pflasters.

Herrlich war es, da zuzuschauen. Und wir hatten so unendlich viel Geduld heute. Einmal mußte der Ofen weitergeschoben werden, und dann war unsere Stunde gekommen. Dann konnten wir sammeln: viele, viele Klumpen und Klümpchen lagen ja zerstreut und erhärtet auf der Erde. Man brauchte sie nur ein Weilchen in der Hand zu halten, bis sie weich wurden. Aber Vorsicht dabei! Wer zu lange wartet, der wird das Zeug nicht wieder los, und aus der herrlichen Knetmasse ist ein widerlich zäher und aufdringlicher Faden geworden, der Unheil bringen kann, wie der Schicksalsfaden der Nornen.

Der fahrbare Ofen tat uns den Gefallen sehr bald, und wir stürzten uns auf die herumliegenden Klumpen. Jeder erwischte, was er brauchte, und nun begann ein allgemeines Kneten.

Wir spielten an demselben Nachmittag noch mancherlei. Jede Teerkugel wurde sorgsam eingepackt und in die Taschen verstaut. Wo sollte man sie wohl sonst lassen? Auf der Erde nahm der Teer die Sandkrümchen auf, und dann war er verdorben. Wer weiß aber, wann die Teermänner einmal wiederkamen! —

Und schließlich kam ein Tag, an dem wir die Teermänner vergessen hatten. Neue Spiele lockten, andere Interessen standen im Vordergrund. Die Teerepisode war vorbei.

Vorbei? Nicht ganz. Bei der Revision der Hosentaschen machten unsere Mütter seltsame Entdeckungen. Diese Taschen gingen nicht auf! Und die Hosen zeigten an jenen Stellen sonderbare fettartige Verfärbungen.

Wir hatten unsere Teerklumpen zu sehr vergessen. Nun aber mahnten sie uns an ihr Vorhandensein auf diese etwas eindringliche Weise.

Manche Tasche wurde herausgetrennt, manch heimliche Träne floß. Mütter klagten und hatten einen schlechten Tag. Ach ja, auch meine Mutter war sehr, sehr böse! Ich weiß nicht mehr, wie sich mein Vater zu der Sache stellte. Hatte sich nicht ein leises, kaum merkbares Lächeln in seine ernst herabgezogenen Mundwinkel geschlichen? —

---

unserer Familie geblieben und als später die Kinder zu Bett gegangen sind, da kommt er von Neuem auf das „Kind im Manne, das spielen will" zu sprechen. Ja, das sei nun einmal so und alle Welt wisse das, aber nicht jeder habe daheim die Gelegenheit dazu. Deshalb habe sich in Berlin da irgendwo im Westen eine verstehende Seele gefunden und eine Spielstube für die Großen eröffnet.

„Ihr glaubt das nicht?!" ereifert sich Onkel Fritz, als er die ungläubigen Gesichter seiner beiden Zuhörer sieht.

„Bitte!" Und damit entfaltet er einen quadratischen Prospekt, auf dem nicht nur eine formgerechte Einladung zum Mittun zu lesen ist — mit der Verheißung: „damit Sie sich wieder einmal fühlen, wie das Kind am Weihnachtsabend" — sondern auf dem es rundherum im Kreise gar liebliche Bilder zu sehen gibt. Einen Jüngling, der mit dem Steinbaukasten spielt, einen Glatzkopf mit Hornbrille, der Seifenblasen macht, ein schon etwas reiferes Mädchen mit einem Teddybären auf dem Schoß, einen eleganten Mann, der sich mit dem Fadenspiel vergnügt, aber auch ein Pärchen, das sich mit vollen Römern freundlich zutrinkt.

Also das alles und noch viel mehr gibt es in jener „Welt des Spiels", so nennt sich nämlich das Institut, zu erleben. Und die letzten Hemmungen, die ein unmoderner Mensch, dem die in jedem Herzen schlummernde Sehnsucht nach dem kindlichen Spiel noch nicht deutlich geworden ist, gegen einen Besuch in diesem Paradies glücklichen Kindseins noch haben könnte, werden in jenem Prospekt durch den Hinweis zerstreut: „Alle wirklich klugen Leute sind übrigens schon hier und fühlen sich seitdem gar nicht mehr so schrecklich erwachsen!"

Woraus zu folgern ist, daß der, der dieser eindringlichen Einladung nicht zu folgen gedenkt, rettungslos dem Banausentum anheimgefallen ist . . .

Onkel Fritz ist ganz entzückt von diesem genialen Gedanken einer Spielstube für die Erwachsenen — wie gesagt, er ist ja belesener und auch sonst moderner Mann und obendrein Junggeselle — und ist geneigt, der Schlußfolgerung zuzustimmen.

Aber da knallt die Faust des Freundes auf den Tisch und ein heiliges Donnerwetter aus dessen Mund läßt ihn verstummen.

„Sollte man denn so etwas für möglich halten?! Und das in unserer Zeit?! Sind denn die letzten Jahre an diesen Leuten spurlos vorübergegangen?! Leben wir denn immer noch in jenen Anschauungen, die die Verrücktheit genial nannte und die Perversität zum Modegesetz erhob? Gibt es denn in unseren Tagen noch gesunde Menschen, die sich durch das Spiel die Zeit vertreiben müssen?! Und wagt man es, das kindliche Spiel, das ja viel weniger Zerstreuung als „Arbeit" im Sinne des Kindes und als Arbeit heilig wie alle Arbeit ist, läppisch nachzuahmen, wie man einst die Tänze der Nigger nachahmte?!

Lächerlich machen sich die Leute, die dort hingehen, und albern nenne ich ihr Tun. Sie sollen Familien gründen und mit ihren Kindern noch einmal Kind werden und sein. Dann hat ihr Spiel Sinn, großen Sinn sogar, und dann brauchen sie nicht nach solchen Zerstreuungen zu suchen, die mit den Verirrungen genußübersättigter Großstadtmenschen verteufelte Aehnlichkeit haben!"

Onkel Fritz hat nach dieser Unterhaltung seinen Gastgebern bald „gute Nacht" gewünscht. Widersprochen hat er nicht. Die „Welt des Spiels" hat er auch nicht besucht. Obwohl er anfangs Feuer und Flamme für dieses Institut war.



Im Zwergengasthaus „Winterschlaf"

von Otto Schreiber mit 2 Aufnahmen des Verfassers

Wenn sich Vater wieder Zigarren kauft, dann bringt er aus dem Zigarrengeschäft gleich ein Päckchen „Pfeifenreiniger" mit, denn die Pfeifenreiniger spielen die Hauptrolle, und das Päckchen kostet ganze 5 Pfennige. Nun brauchen wir noch einen feinen Bohrer (kostet neu 15 Pfennige), eine Kneifzange, ein Taschenmesser, und die Zwergenwerkstatt ist ausgerüstet.

Ehe wir uns aber an die Herstellung der Zwerge selbst machen, wollen wir einmal das Bild betrachten. Das ist nämlich wichtig, weil wir ohne reifliche Ueberlegung die Eicheln falsch anbohren könnten. Wir nehmen also den Bohrer und durchbohren die Eichel der Länge nach von rechts unten nach links oben und dann von rechts oben nach links unten, so daß die beiden Bohrkanäle über Kreuz laufen. In die Bohrkanäle schieben wir nun je einen Pfeifenreiniger (vorsichtig, nicht knicken) so, daß rechtes Bein und linker Arm — und linkes Bein und rechter Arm je aus einem Stück bestehen. Würden wir beide Beine aus einem Stück fertigen, also von rechts nach links bohren, so würde die Figur, nachdem die Eichel ausgetrocknet ist, umkippen. Nun fehlt noch der Kopf. Die Seite, an der

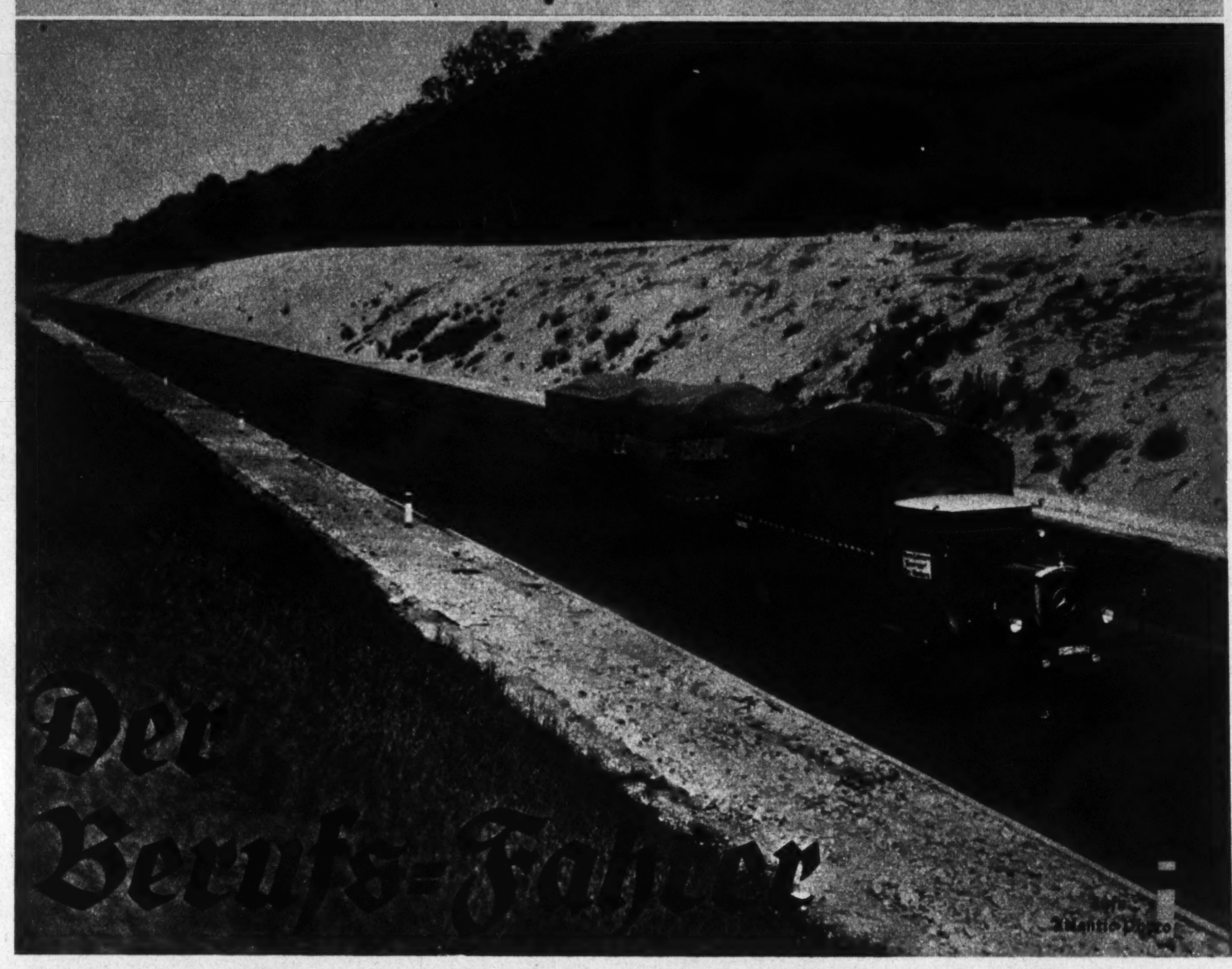


die Eichel in der Kapsel saß, bohren wir senkrecht an, suchen uns eine kleine Eichel aus, die wir ebenfalls auf einer Seite senkrecht anbohren und mit einem kleinen Stück Pfeifenreiniger versehen und schieben Kopf und Rumpf ineinander. Arme und Beine kürzen wir mit einer Kneifzange auf das richtige Maß, und unser Zwerg ist fertig. Die Füße kann man auf verschiedene Weise herstellen. Man kann sie aus einer Kastanie schnitzen, man kann sie auch aus Knetmasse kneten. Knetmasse hat den Vorteil, daß die Füße besser am Boden haften. Als vorsichtige Leute haben wir uns ja auch einige Eichelkapseln aufbewahrt, die wir jetzt unseren Zwergen als Kopfbedeckung aufs Haupt kleben. So, der erste Zwerg steht, etwas wacklig noch, aber er steht. Der zweite wird schon besser. Und nun fort im Text, große und kleine, dicke und dünne, soweit der Vorrat reicht, wir können sie alle gebrauchen. Die Figuren kann man natürlich auch aus Kastanien herstellen, und wie der Zwergenvater auf dem Bild beweist, kann man selbst aus trockenen Kastanien mit einigem Geschick einen richtigen Kopf schnitzen. Was wir zu einer Szene sonst noch an Requisiten brauchen, ist Sache der Phantasie und des Geschicks. Die Kulisse z. B. braucht nicht immer, wie im vorigen Heft, ein Bild zu sein. Der Wald im vorliegenden Bild z. B. besteht aus Grünkohl und Gräsern. Uebrigens, Grünkohl — eine famose Idee! — Eine Grünkohlpflanze aufgestellt, eine kleine Leiter angelehnt, einen Zwerg darauf, und der Zwerg holt von dieser Palme bestimmt Kokosnüsse. Das müssen wir unbedingt machen.

Unser heutiges Bild als Anregung will nur zeigen, daß man mit den biegsamen Pfeifenreinigern als Arme und Beine jede gewünschte Bewegung in die Figuren bekommt.

Nun laßt uns mit unseren Kleinen Theater spielen und die schönsten Märchenbilder stellen: Hänsel und Gretel, die tapferen Schildbürger, die sieben Zwerge usw. Das ganze Zwergenreich steht uns offen.

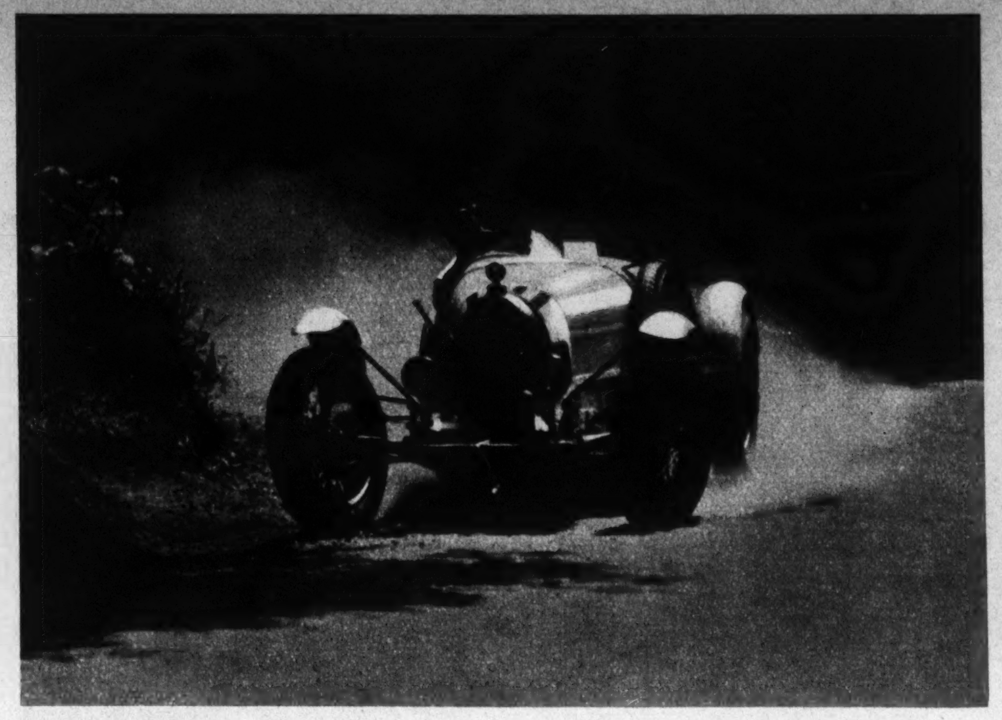
Was können unsere Kinder werden?



Der Berufs-Fahrer

Das Pferd und seine noch immer recht vielseitige Verwendung in Ehren, aber unter einem Fahrer versteht man heute doch mehr und mehr einen Mann, der am Lenker eines modernisierten Fahrzeugs sitzt, der ein Auto steuern kann oder sich das wenigstens einbildet. Einbilden darf er sich das allerdings nur, wenn Wagen oder Motorrad ihm gehört und er außer dem nötigen Geld noch dazu die ganz große Unverschämtheit hat, die traurigen Folgen seiner Einbildungen zu tragen. Der Berufsfahrer also, gleich jedem, der um eines anderen Berufs willen Auto fährt, und nicht zuletzt jeder Volksgenosse, der es mit seinen menschlichen und sportlichen Pflichten ernst nimmt, muß wirklich fahren können. Die strengste Führerscheinprüfung kann ihm diesen Ernst nicht beibringen, aber ein verantwortungsbewußter Mensch wird auch nicht erst die Verkehrspolizei benötigen, um sich seiner Pflichten zu erinnern.

Hier soll nur von den Fahrern gesprochen werden, die das Fahren selbst zu ihrem Beruf gemacht haben: zur Aufklärung derer, die diesen Beruf gerne ergreifen möchten. Es sind unter den deutschen Jungens von heute zweifellos viele. Sportbegeistert sind sie alle, die Unterschiede der einzelnen Typen lernen sie bereits in der Säuglingszeit, die Motorisierung Deutschlands schreitet in mächtigen Schritten vorwärts . . . wartet man also nicht schon ungeduldig auf die neuen Berufsfahrer von morgen? Merkwürdigerweise nicht. Wer Kraftwagenführer oder, wie man früher sagte: Chauffeur werden möchte, hört schon vom Fahrlehrer ein entsetztes Umgotteswillen. Und dabei hat die Zahl der deutschen Kraftfahrzeuge nur zwischen 1933 und 1936 um 800 000 zugenommen! Ja, die immer sinkenden Preise, die immer zunehmenden technischen Fortschritte und Vereinfachungen haben nämlich das Fahren wirtschaftlich wie technisch so erleichtert, daß sich immer weitere Kreise an den Kauf eines Kraftwagens herantrauen dürfen; immer kleiner wird aber im Verhältnis dazu die Zahl derer, die einen gelernten Fahrer, einen Chauffeur einstellen wollen und müssen. Es ist kein Zufall, daß ein reichliches Drittel der eben mitgeteilten Zunahme unserer Kraftfahrzeuge auf die Motorräder entfällt . . . mit ihnen fängt schon die Jugend an, sich zu „motorisieren"; vom führerschein- und steuerfreien Leichtkraftrad steigt man nach und nach zu stärkeren und schnelleren Maschinen auf, bis dann zunehmende Bequemlichkeit, geschäftliches Interesse oder die Familie den Wagen verlangen. Bei den Wohlhabenderen gehört es zum sportlichen Auftreten, Herrenfahrer zu sein und selbst zu chauffieren. Also wird trotz dem steigenden Autoverkehr der Bedarf an angestellten Fahrern kleiner. Nur für den Großverkehr im Autobus braucht man natürlich weiter Chauffeure; aber es gab 1936 noch keine 16 000 Auto-Omnibusse in Deutschland, 1933 aber (bei der letzten Berufszählung) bereits mehr als 230 000 Kraftwagenführer in Dienst und Lohn! Auch die Behördenautos, die ja meist auf einen angestellten Fahrer angewiesen sind, zählen bisher nur über 13000. Die Autodroschken



Der Rennfahrer — Aufn.: Agfa-Bildarchiv

sind mit knapp 13 000 rückläufig und bedürfen junger, neuer Kräfte am wenigsten.

Für den Jungen, der so gerne Kraftwagenführer würde, scheinen die Aussichten demnach verzweifelt zu liegen. Eine kurze Ueberlegung kann dem Tüchtigen und Zähen trotzdem einige Hoffnung geben. Wer die Schule mit 14 Jahren verläßt, muß ohnehin vier weitere Jahre auf den Führerschein warten. Und zu verantwortlicheren Berufen im Fahrverkehr, zum Dienst in den großstädtischen Autobusgesellschaften oder zum Fahrlehrer, wird einer nicht unter 25 zugelassen. Es kommt also zu allererst darauf an, die Jahre nach der Schulzeit zweckmäßig und vernünftig auszunützen; Nur-Fahrer sind außerdem wenig gefragt. Wer aber z. B. eine gute Ausbildung als Schlosser oder Mechaniker genossen hat, wer einige kaufmännische Erfahrungen, etwas Gewandtheit und Menschenkenntnis sich angeeignet hat, ehe er den Führerschein erwerben konnte, der ist seinen Mitbewerbern um erhebliches voraus. Er wird dann, wenn er sich auch noch als ein verläßlicher Charakter zeigt, viel leichter genommen werden; er wird unterdes viel besser beurteilen können, für welchen *besonderen* Berufszweig unter den Möglichkeiten eines zukünftigen Wagenführers er sich wirklich eignet und kann sich also gleich an der rechten Stelle melden; und er wird schließlich (was gar nicht zu verachten ist) nicht auf alle Fälle, um des Brotverdienens wegen, Kraftwagenführer werden *müssen*. Es ist vielleicht nicht uninteressant, welche Anforderungen heute z. B. ein großstädtisches Autobus-Unternehmen an die Bewerber stellt: neben dem entsprechenden Alter gute, ausdauernde Gesundheit, Abwesenheit auffallender und abstoßender Leiden, auch leicht erregbare und streitsüchtige Menschen eignen sich nicht; dagegen wird ein gewisser Umgangston, gutes Gedächtnis, technische Anstelligkeit, Gewandtheit im Rechnen, ein Nachweis einwandfreien Charakters gefordert, dazu vollkommene Orts- und Betriebskenntnis, die letztere erworben in längerer Probezeit als Wagenwäscher und Schaffner. *Nur eins wird nicht verlangt*: der Führerschein oder gar (wie sportbegeisterte Seelen es vielleicht sich denken) fabelhafte Fahrtechnik. Die Fahrausbildung bekommen die geeigneten jungen Männer in der betriebseigenen Fahrschule, und man sieht den Anfänger ohne Führerschein dort beinahe lieber, bestimmt aber nicht unlieber als den „langjährigen" Fahrer, der ja auch schon ebenso langjährige, möglicherweise nicht sehr erwünschte „Fahreigenheiten" mitbringt. Betriebe, die eine eigene Fahrschule nicht haben, werden den erworbenen Lastwagenführerschein trotzdem nicht vor die anderen, persönlichen Bedingungen stellen.

Wer darauf zustrebt, Angestellter einer Firma zu werden, um als Führer eines Lieferwagens sein Geld zu verdienen, wird sich ebenfalls durch technische Wendigkeit, durch charaktervolle Vertrauenswürdigkeit am besten empfehlen. Der schnelle Fortschritt in den Wagentypen, volkswirtschaftlich bedingter Wechsel in Oel und Betriebsstoff verlangt Kenntnisse und technisches Geschick; die Verkehrsdisziplin fordert gute Nerven und einen anständigen Kerl. Sportlicher Ehrgeiz des Fahrens kommt auch hier, wenn überhaupt, ganz zuletzt. Wer sich gar dem Fernlastverkehr und seinem harten Dienst verschreibt, muß (mit erhöhtem technischen Geschick) eiserne Gesundheit, unermüdliche Nerven, klare Sinne und eine durch nichts umzuwerfende Kameradschaftlichkeit in die Wagschale seines Berufsschicksals legen können. Harte Draufgänger werden sich unter den Gesellen der Landstraße natürlich wohler fühlen als im sorgsamen, immer gehaltenen Rhythmus des Stadtverkehrs, der auf Passagiere und nicht auf Stückgüter eingerichtet ist. In ihrem Diensteifer ängstliche, allzu pedantische Leute passen weder hierhin noch dorthin.

Auch wer, vielleicht durch persönliche Aufmunterung veranlaßt, den „Herrendienst" wählt und allen Schwierigkeiten zum Trotz Chauffeur eines Privathauses werden will, darf sich zwischen 14 und 18 nicht auf die faule Haut legen. Hier empfiehlt sich möglicherweise der Besuch einer Dienerschule oder eine Ausbildung als Gärtner, ohne daß aber die Erwerbung einiger Mechanikerfertigkeiten vernachlässigt werden dürfte. Aus der Phantasie kann man die hier am besten geeignete Kombination nicht gewinnen: wer nicht in seiner Heimat bestimmte Aussichten und Vorbilder hat, wer also nicht z. B. als Sohn eines Verwalters Einblick in das Leben seiner zukünftigen Chefs und ihrer Gewohnheiten hat, lasse lieber die Hände von diesem Dienst. Er ist nicht jedermanns Sache, und er ist nicht ganz ungefährlich. — Noch seltener, und auch nur unter besonderen persönlichen Umständen, wird jemand geraden Wegs auf den Beruf des Fahrlehrers zusteuern. Es gibt heute im Deutschen Reich über 7000 Kraftfahrlehrer; sie haben alle einen andern, verwandten Beruf hinter sich. Ingenieure, Motorschlosser, Mechaniker und Schmiede, Chauffeure, Autohändler oder Vertreter im Autogeschäft, Garagenbesitzer, nicht zuletzt Soldaten, die ihren Militärfahrlehrerschein erworben haben und ins Zivilverhältnis zurückgetreten sind; das sind so ungefähr die „vorbereitenden" Berufe der heutigen Fahrlehrer. Ueber ihre (immer unter Vorbehalt erteilte) Zulassung entscheidet der zuständige Regierungspräsident, nach Maßgabe ihrer Vertrauenswürdigkeit und . . . des Bedarfs. Denn der Fahrlehrer muß von seinem Berufe leben können, wenn er ihn ernsthaft und zum Nutzen der Verkehrssicherheit ausüben soll; eine Ueberschwemmung mit neuen Fahrlehrern läge daher ganz und gar nicht im Interesse der Volksgemeinschaft.

Unsere übliche Frage: *Wie wird man . . .* ist also für den *Autofahrer* kurz und abschließend zu beantworten: indem man vorher einen Beruf ergreift, der die notwendige Grundlage an wirklicher Sachverständigkeit und Brauchbarkeit sichert. Eine gradlinige „Ausbildung" zum Berufsfahrer gibt es nicht und wird es nie geben. Der Anfang der Laufbahn ist in der Werkstatt oder im kaufmännischen Büro; die Straße erschließt sich dem, der dazu paßt, dann (so oder so) fast von selber.

Hans Hajek.

Streiflichter aus der Berufsberatung

Erfahrungen, die ein Fachmann machte.

Berufswunsch.

Die Schülerkarte, die ein halbes oder ein Jahr vor der Schulentlassung vom Schüler ausgefüllt wird, enthält die wichtige Frage: „Was willst du werden?" Nun ist es in der Regel so, daß die Berufsberatung ihren Ausgang vom Berufswunsch des Ratsuchenden nimmt, ganz gleich, ob der geäußerte Wunsch noch so töricht und der Eignung ganz zu widersprechen scheint. Deshalb ist die Fragestellung meist: „Nun, Fritz, was will du werden?" Man ist nicht wenig erstaunt darüber, daß ein ganz anderer Beruf genannt wird, als der auf der Schülerkarte angegebene. Auf die Frage: „Wolltest du nicht früher einmal etwas anderes werden?", erklärt der Junge mit Sicherheit und im Brustton der Ueberzeugung: „Nein." „Ja, mein lieber Freund, du hast doch vor einem halben oder vor einem Jahr selbst auf deiner Schülerkarte angegeben, du möchtest das und das werden!" Darüber ist der Junge recht verdutzt. Leise steigt ihm ein Erinnern auf. Daraus sieht man, daß der Berufswunsch vielfach noch nicht nach gesunden, der Bedeutung der Sache zukommenden Beweggründen vorgenommen wird. Ueberraschend wirkt die Feststellung, daß wirtschaftliche und materielle Beweggründe auf dem Schulbogen in viel geringerem Grade zum Vorschein kommen als bei der mündlichen Beratung. Der Einfluß der Eltern auf die Berufswahl wird von den Knaben und Mädchen in gleichem Maße zugestanden. Der Einfluß der Eltern nach dieser Richtung ist leider nicht immer gut. Als besonders ausschlaggebend für die Berufswahl ist die jeweilige Moderichtung. Aus der Fülle der Antworten seien einige besonders charakteristische Antworten, die sich mit der Frage beschäftigen: „Warum willst du Mechaniker werden?" aufgeführt:

„Weil bei uns im Hause auch einer wohnt!" — „Weil es mir Spaß macht!" — „Ich habe gerne Lust, viel Auto und Motorrad zu fahren!" — „Weil es eine feine und saubere Arbeit ist!" — „Das ist ein Beruf, wo man immer Arbeit hat!" — „Weil es ein besserer Beruf ist!" — „Mein Freund hat einen Mechanikerkasten, deshalb will ich Mechaniker werden!" — „Meine Eltern sagen, daß es ein guter Beruf ist!" — „Weil die Metallindustrie jetzt in voller Blüte steht!" — „Weil mein Freund dasselbe lernt!" — „Weil ich mich da nicht so sehr anstrengen muß!" — „Weil das die größte Zukunft ist (Radiomechanik)!"

Alle diese angeführten Beispiele lassen erkennen, daß der Berufswunsch auf recht schwachen Füßen ruht und mit einer für die heutige Zeit grenzenlosen Oberflächlichkeit behandelt wird.

Berufsberatung, Elternhaus und Schule haben hier ein großes Stück Arbeit zu leisten, um die Wichtigkeit einer geordneten Berufswahl den Jugendlichen klar zu machen.

Jede Berufswahl muß auf einem Fundament ruhen, das sich aus zwei Grundblöcken zusammensetzt: „Neigung und Eignung". Der Grundpfeiler der Neigung muß hinsichtlich seiner Tragfähigkeit genauestens überprüft und damit auf den Grundpfeiler der Eignung abgestimmt werden. Nur dann besteht die Sicherheit und Gewähr, daß das Fundament auch noch so großen Erschütterungen standhalten wird.

Dr. Hauck.

Die Schneiderin

Nur in wenigen Berufen sind die Möglichkeiten des Fortkommens so verschieden, wie im Schneiderinnenberuf. Mit mir kennt wohl jeder die Hausschneiderin, die in jedem größeren Haushalt eine unentbehrliche Helferin der Hausfrau ist. Wenn sie geschickt ist, weiß sie alles noch einmal umzudrehen und zu verwenden; unter ihren Händen verwandelt sich Vaters alter Mantel in einen Jungenanzug und Mutters Rock in ein Kinderkleid. Bis über meine Schulzeit hinaus habe ich nur Kleider getragen, die unser Schneider-Lieschen genäht hatte. Die Hausschneiderinnen sind oft sehr geschätzt und mit mancher Familie, in der sie regelmäßig arbeiten, freundschaftlich verbunden, aber sie sind Lohnarbeiterinnen und keine Handwerkerinnen, d. h. sie stellen ihre Arbeitskraft zur Verfügung und liefern nicht auf Bestellung eine ganz bestimmte Leistung. Die Ausübung ihrer Tätigkeit ist nicht an eine abgeschlossene Berufsausbildung geknüpft, und ihre Arbeit unterliegt auch keiner fachlichen Kontrolle. Nach dem Abschluß einer Lehre, oder nach dem Besuch einer Fachschule, manchmal sogar auch nur eines Schneiderkurses, versucht die Hausschneiderin ihr Glück. Meist hofft sie auf diese Weise mehr zu verdienen, als wenn sie als Gesellin weiter in der Werkstatt einer Meisterin arbeitet, oft ist sie auch, wenn sie keinerlei Rückhalt hat, darauf angewiesen, solchen Mehrverdienst zu suchen, denn die junge Gehilfin bringt etwa 18 RM. die Woche heim und davon ist schwer der gesamte Lebensunterhalt zu bestreiten. Wer tüchtig ist und für den Anfang ein paar Beziehungen hat, kann sich als Hausschneiderin zwar nur eine bescheidene, aber doch eine auskömmliche Existens schaffen.

Wohl noch zahlreicher als die Hausschneiderinnen sind die Werkstattschneiderinnen. Von der bescheidensten Werkstatt, die ihrer Inhaberin zugleich als Wohn- und Schlafraum dient, bis zum eleganten Atelier, mit zwanzig und mehr Arbeitskräften, finden wir alle Schattierungen in der Wirklichkeit vertreten. Früher war auch die Führung einer eigenen Werkstatt an keinerlei Ausbildungsnachweis geknüpft, und in schlechten Wirtschaftszeiten versuchten viele Frauen, sich auf diese Weise einen Verdienst zu schaffen.

Unvergeßlich ist für mich die Erinnerung an eine vor den Bolschewiken geflüchtete russische Adelsfamilie, die ich im argentinischen Urwald traf. Als Vermessungsbeamter der Regierung ritt der ehemalige General der Rennenkampfarmee mit dem langen Messer durch den Wald, den deutschen Siedlern ihr Land zuteilend. Derweil saßen Frau und Tochter, die beide studiert hatten, in einer primitiven Blockhütte, nähten nach Pariser Unterrichtsbriefen die wunderbarsten Toiletten und träumten von dem eigenen Atelier, das sie in Buenos Aires aufmachen wollten. Auch bei uns haben tapfere Frauen nach harten Schicksalsschlägen sich — und häufig ihre Kinder — mit der Nadel ernährt. Heute ist das Eindringen solcher berufsfremder Frauen in den Schneiderinnenberuf sehr er-

2 Aufnahmen
Atlantic-Photo

schwert. Das Gesetz über den vorläufigen Aufbau des Handwerks verlangt von allen, die in eigener Werkstatt — und sei sie auch noch so klein — selbständig arbeiten, den Nachweis der Meisterprüfung. Bis zum Jahre 1939 ist für diejenigen, die bisher noch nicht Meisterinnen waren, Gelegenheit, die Prüfung nachzuholen. Nur für ältere Frauen, die schon seit vielen Jahren selbständig sind, ist eine Ausnahme gemacht.

Deshalb ist es auch für die jungen Mädchen, die heute den Beruf der Schneiderin ergreifen und darin weiterkommen wollen, eine selbstverständliche Forderung, daß sie nicht nur ihre Gesellenprüfung ablegen, sondern daß sie dann fünf weitere Jahre als Gehilfin arbeiten und sich zur Meisterprüfung melden. Neben der Berechtigung zur Führung einer eigenen Werkstatt, erwirbt die Meisterin auch das Recht, Lehrlinge zu halten und damit an der Erziehung des beruflichen Nachwuchses mitzuarbeiten. Grade diese Seite des Berufs ist sehr verantwortungsvoll, aber auch sehr dankbar, hat doch die Meisterin normaler Weise die jungen Mädchen während 8½ Ausbildungsjahren, die zugleich ihre Jugend ausmachen, in der Hand. „Sie glauben nicht, was ich schon alles mit meinen Lehrlingen erlebt habe!" Und Frau Lange erzählt mir. Von Tilly, die nach ¾ Jahren noch nicht sechs Knöpfe in einer graden Reihe aufnähen konnte und die noch heute dankbar ist, daß Frau Lange ihr riet, den Beruf aufzugeben und Verkäuferin zu werden. Von Lisbeth, die nach sehr gut bestandener Gesellenprüfung nachlässig wurde, und die sie darauf in einer anderen Werkstatt unterbrachte, wo sie tüchtig ran mußte. Als sie nach ½ Jahr bat, in Frau Langes Werkstatt zurückkommen zu dürfen, wurde sie ihre beste Gehilfin — noch heute verbindet die Meisterin mit der längst Verheirateten eine herzliche Beziehung.

Es ist klar, daß ein Beruf, der so verschiedene Wirkungsmöglichkeiten bietet, für Mädels jeglicher sozialen Herkunft und Vorbildung in Frage kommt. Wie verläuft nun die Ausbildung? Zunächst gilt es, die Eignung festzustellen. Das geschieht heute vielfach schon durch Eignungsprüfungen auf der Berufsberatung, außerdem aber arbeiten die Lehrlinge 6 Wochen bis 3 Monate auf Probe. Zwei Voraussetzungen sind unerläßlich: eine rasche Auffassungsgabe und eine gewisse Handgeschicklichkeit. „Die Dummen können sich nicht halten." Bei Frau Lange arbeiten Volksschülerin-



nen, Lyzeumsschülerinnen und Abiturientinnen nebeneinander. Unterschiede werden nicht gemacht und sind sehr bald nicht mehr zu merken. Die Mindestlehrzeit beträgt 3 Jahre, in einer guten Werkstatt werden aber meist 3½ Lehrjahre verlangt. Von Anfang an gibt es eine Lehrvergütung, die z. B. in Berlin 2 RM. beträgt und von Halbjahr zu Halbjahr steigt. Die Ausbildung erfolgt nach einem bestimmten, von der Innung aufgestellten Plan, und durch die Abhaltung von Zwischenprüfungen überzeugt sich die Innung auch davon, daß die Mädels wirklich etwas lernen. Mit der Kundschaft kommen sie aber während der Lehrzeit noch nicht in Berührung, erst die Gehilfin darf gelegentlich einer Anprobe beiwohnen und im fünften Gesellenjahr selbständige Anproben machen. Im ersten Lehrjahr wird mit den 15jährigen regelrecht exerziert: richtig durch das Zimmer gehen, die Haustür öffnen, das Telephon bedienen u. dergl. Unter 15 Jahren sollten die Eltern ihre Mädels nicht in die Schneiderlehre schicken, das lange Stillsitzen fällt ihnen zu schwer; — sie sind in einem hauswirtschaftlichen Jahr besser aufgehoben.

Zwei Jahre der praktischen Lehre können ersetzt werden durch den Besuch einer städtischen oder staatlich anerkannten privaten Fachschule. Durch diese Fachschulen wird der Mangel an Lehrstellen ausgeglichen; ihr Besuch entbindet außerdem von dem Besuch der Berufsschule, zu dem die Lehrlinge selbstverständlich verpflichtet sind.

Sind die 3½ Lehrlings- und die 5 Gesellenjahre und dann auch noch die Meisterprüfung glücklich überstanden, so ergibt sich die Frage, ob die junge Schneidermeisterin sich selbständig machen oder ob sie zunächst als Direktrice in einer größeren Werkstatt (es kommen da auch die Werkstätten der großen Bekleidungsgeschäfte in Frage) ihre Kenntnisse noch erweitern will. Zum Selbständigmachen gehören auf alle Fälle einige Mittel oder noch ein wirtschaftlicher Rückhalt und auch etwas geschäftlicher Sinn. Als Direktrice fällt der Jungmeisterin vor allem das Zuschneiden und Vorrichten der Kleidungsstücke zu und dann die Anprobe. Natürlich gibt es viele, die den abhängigen aber sorgenfreien Beruf der Direktrice dem der selbständigen Meisterin vorziehen. Denn mit vielen anderen Handwerkern kämpft auch das Schneiderhandwerk schwer um seine Existenz. Da ist nicht nur das Bekleidungsgewerbe, das durch Zwischenmeister und angelernte Lohnarbeiterinnen die Kleider in Massen herstellen läßt, da sind auch die Hausfrauen, die nach gekauftem Schnitt in müßigen Stunden sich selbst beschneidern. Auf der anderen Seite aber gibt dieser Beruf denen, die zu ihm Geschick haben, auch viel Befriedigung. Ein hoher Prozentsatz des jungen beruflichen Nachwuchses heiratet außerdem und bringt mit seinem Können eine wertvolle Mitgift in die Ehe mit.

Gerda Simons.

Besuch am Wochenende.

Da sitze ich an einem Samstagmittag zu Hause, als es einmal schellt. Ich öffne, und wer steht vor der Tür? Ein kleines Kerlchen, das vor über einem Jahr aus meiner Klasse gehen mußte, weil die Eltern umzogen. Zwei Kameraden aus der Klasse hatte er noch mitgebracht. Sie kamen dann zu mir in mein Arbeitszimmer und wußten natürlich nicht, wie sie sich nun setzen sollten. Ich half ihnen über die kleine Verlegenheit hinweg und stellte viele Fragen über die neue Schule, und wie es mit der Arbeit des Vaters sei, während meine Frau jedem einen Apfel in die kleine Hand legte. Natürlich bissen sie sofort ein.

Also, mein kleiner Fritz wollte mich noch einmal besuchen kommen. Leider war sein Vater in der Zeit, nachdem sie umgezogen waren, gestorben. Und das wollte Fritz mir sagen kommen, daß er jetzt bei seinem Großvater wohnt, ganz in der Nähe unserer Schule, und daß er jetzt uns öfter besuchen könnte.

Als sie nichts mehr zu erzählen wußten, trotteten die drei wieder fort. War es Störung des freien Samstagnachmittags? — Aus einem weitentlegenen Vorort der Großstadt kommt ein kleiner Schüler noch einmal zu mir, den ich vor über einem Jahr in der Klasse hatte. Auch das ist nicht kaufmännisch in Zahlen zu messen. Aber ein Gewinn ist es mir, mehr als das Ergebnis einer Wochenbilanz. —

Hans Alt, Köln.

Bücher, die uns angehen

„Volk im Verkehr"

Im Verlag der „Reichs-Elternwarte" erscheint die von Wilhelm Vonolfen verfaßte Schrift: „Volk im Verkehr" (Preis 30 Pfg., 36 Seiten stark, zweifarbiger Umschlag).

In außerordentlich einprägsamer Weise versteht es der bekannte Mitarbeiter der Reichsverkehrswacht, der deutschen Jugend die Gefahren des Verkehrs darzustellen. Zahlreiche Bilder und instruktive Zeichnungen machen den schon lebensnah geschriebenen Inhalt zu einem Erlebnis, das — hoffentlich — dazu beitragen wird, die grausige Ziffer der täglichen Verkehrsunfälle auf ein Mindestmaß herabzudrücken. Und schon die Tatsache, daß gerade die deutsche Jugend einen hohen Prozentsatz dieser Unfälle stellt, verpflichtet uns Eltern, unsere Erziehung auf dieses hochwichtige Thema besonders auszudehnen.

Von besonderem Wert dieser Schrift, die in vornehmlichster Weise als Klassenlesebogen gedacht ist, zeugt der Vermerk, daß die Schrift der Parteiamtlichen Prüfungskommission zum Schutze des NS.-Schrifttums vorgelegen hat, die gegen den Inhalt und seine Verbreitung keine Bedenken erhob. Im Geleitwort, das dieser ausgezeichneten Schrift voransteht, schreibt die „Reichsverkehrswacht e. V.":

„Die Entwicklung der Verkehrsunfallziffer hat allen Volksgenossen die Notwendigkeit immer wieder deutlich vor Augen geführt, alles zu tun, damit die Verkehrsunfallgefahr zurückgeht.

Die Reichsverkehrswacht e. V., als die von dem Herrn Reichs- und Preußischen Verkehrsminister durch Erlaß vom 21. März 1936 mit der Aufgabe betraute Stelle, das Problem der Verkehrsunfallverhütung zu betreuen, hat ihr ganz besonderes Augenmerk der Verkehrs**erziehung** vor allem der Jugend zugewendet. Zur Durchführung dieser Verkehrserziehung ist ausreichendes Lernmaterial bisher leider noch nicht an Hand gewesen.

Die Reichsverkehrswacht begrüßt es deshalb ganz besonders, daß ein langjähriger Mitarbeiter von ihr, Herr **Vonolfen**, das vorliegende Büchlein „**Volk im Verkehr**" verfaßt hat, das als Lesestoff für alle Schulen bestimmt ist, und bei dessen Abfassung der Verfasser eine wirklich glückliche Hand bewiesen hat.

Möge das Büchlein die weite Verbreitung finden, die notwendig ist, damit die Jugend in allen Schichten des Volkes mit den Problemen des Verkehrs mehr bekannt wird, als es bisher der Fall war, und damit so die Verkehrsunfallziffer entsprechend sinkt."

Möller-Crivitz.

Verlag der „Reichs-Elternwarte": Heinrich Beenken, Berlin SW 19, Wallstraße 17/18.
Für die Gesamt-Schriftleitung verantwortlich: Möller-Crivitz, Berlin-Pankow.
Unberechtigter Nachdruck verboten. Unverlangt eingesandte Beiträge werden nur zurückgesandt, wenn Rückporto beigefügt ist.
Druck der Buchdruckerei Gutenberg (Heinrich Beenken), Berlin SW 19, Wallstraße 17/18.

ch
ck-
m
er
n-
en
uf
en
en
as
ne
ei-
n-
re-
en
die
en
uf
be-
en,
der
en
nd
rt-

ns.

nd
er-
us-
ibt

rs-
ſen
ut-
un,
ick-

als
eu-
laß
abe
der
en,
erk
em
ch-
iſt
lei-

es
ng-
err
ich-
aßt
len
ung
iche

Der-
da-
des
Der-
bis-
die
ft."
witz.

ſt.

[illegible]

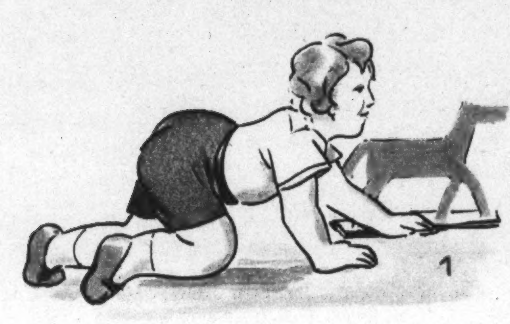


Von Erwin Jäkel

Zeichnung von Werner Allonge

Peter hat ein Pferdchen. Mit ihm spricht er, mit ihm zieht er den Wagen, er bringt es in den Stall, mit ihm legt er sich in die Streu, er läßt es traben, fressen, ausschlagen, läßt es beim Ziehen mit dem Köpfchen nicken und nach dem Kutscher umschauen. Er lebt mit seinem Pferdchen und merkt gar nicht, wie er sich bewegt, kriecht, das Köpfchen hebt und senkt, sich auf seine Aermchen stützt, kurz: gymnastische Bewegungen ausführt, nach denen wir Großen oft so krampfhaft suchen.

Was Peters Fellpferdchen kann, können wir auch: Ein Spielliedchen vom kleinen, braunen Pferd. Und schon geht es um den Tisch herum:



Immer um den Tisch herum
muß mein Pferdchen ziehen —
immer um den Tisch herum —
wie muß es sich mühen!



Mit dem Köpfchen nick — nick —
nick —
trabt es auf der Straße —
mit dem Köpfchen nick — nick —
nick —
hat eine weiße Nase.

3

Fliegen summen summ — summ —
summ —
Pferdchen muß ausschlagen!
Fliegen brummen brumm — brumm
— brumm —
wollen Pferdchen plagen.



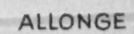
Wie es fein die Knie hebt —
tapp und tipp und tipp und tapp —
wenn über ihm die Peitsche schwebt,
läuft es gar im Trab.

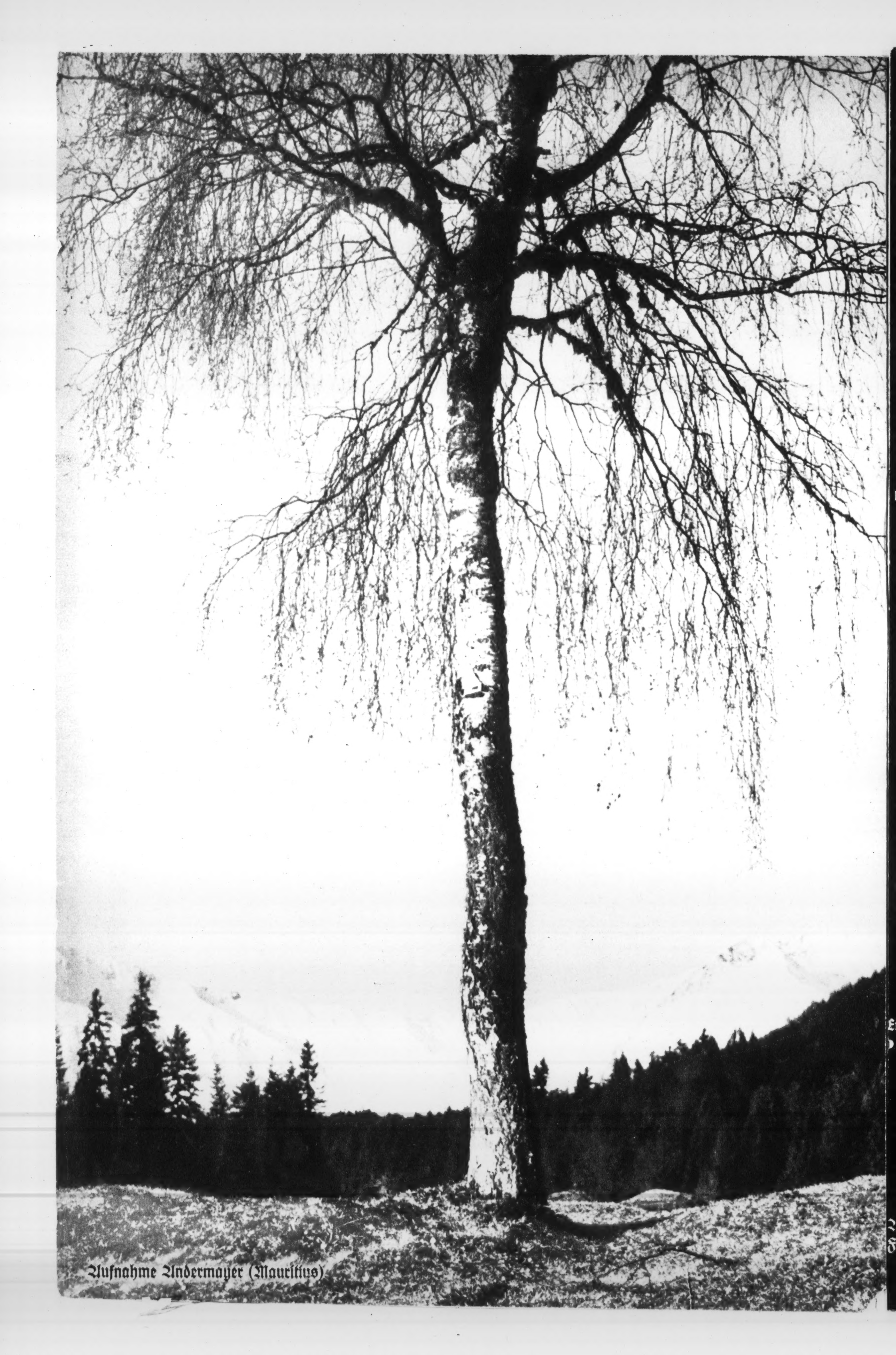
Müde kehrt es heim zum Stalle,
legt sich auf die warme Streu.
Abends schläft es dann — wie alle —
morgen gibt es Dienst aufs neu.











Aufnahme Andermayer (Mauritius)